Ansichten des Lebens.

64f11

Ethische Versuche

von

Ernst Riedel.

Berlin 1876.
Verlag von Mitscher & Röstell.
W. Jägerstr. 61 a.

Vorwort.

Der Verfasser der nachfolgenden Aufsätze gehört dem Stande der Berufsphilosophen nicht an. Soweit hierin etwas ihm Nachtheiliges gelegen sein sollte, tröstet ihn die Erwägung, daß, wenn man sich den akademischen Kreisen seit einer Reihe von Jahren entrückt sieht, dadurch nicht selten die Unbefangenheit der Anschauungen gefördert werden mag.

Die für die deutsche Philosophie so fruchtbare Periode um die Wende des Jahrhunderts nöthigte Jedermann in ihre Bahnen. Großartige Entdeckungen, welche gemacht worden waren, berechtigten zu der Annahme, daß noch andere, eben so großartige nachfolgen würden. Keine speculative Kraft durfte sich daher damals der Mitarbeit an den gemeinsamen, durch die Sachlage unmittelbar gegebenen, wissenschaftlichen Aufgaben entziehen.

Aber diese Sachlage ist heute völlig verändert. Die Bemühungen unserer philosophischen Wissenschaft um die Klarstellung der höchsten Begriffe haben wohl auf längere Zeit hinaus ihren vorläufigen Abschluß gefunden. Dagegen sind die praktischen Angelegenheiten des Lebens, in dem Maaße als dieses selbst an

Reichthum und Bedeutung gewonnen hat, in den Vordergrund getreten. Alles soll heute diesen praktischen Interessen dienen; alle Philosophie, so ver ngt man, soll *angewandte* Philosophie sein. Und in der That, noch lange ist die ganze Fülle edeln Metalles, welches die große philosophische Epoche zu Tage gefördert hat, nicht ausgemünzt und in eine zu Jedermanns Gebrauche und Genusse geeignete Form gebracht. Noch unendlich viel bleibt zu thun, ehe die Consequenzen jener großen wissenschaftlichen Resultate für alle einzelnen Lebensverhältnisse gezogen, ehe dieselben ein das ganze Leben der Nation durchdringendes Gemeingut Aller geworden sein werden. Als Aufgabe der Gegenwart muß es daher angesehen werden, den aufgehäuften Schatz philosophischer Bildung der Praxis des Lebens zu Gute kommen zu lassen.

Und so lag es in der Absicht des Verfassers, für jeden Denkenden zu schreiben. Themen also, welche aus dem Leben gegriffen sind, welche Jedermann um des Lebens selbst willen interessiren müssen, sollten in einer zwanglosen, frei an die Anschauung aller Gebildeten anknüpfenden Form behandelt werden.

Verehrern einer pessimistischen Lebensweisheit mag vielleicht bei diesen Aufsätzen wenig zur Befriedigung gereichen, daß darin nicht eingehender noch, als dem Verfasser erforderlich schien, von der Nachtseite des Lebens die Rede ist. Allein nach der Meinung des letzteren verdient auch ein an sich interessanter Gegenstand um so viel mehr, daß man sich um ihn bemühe, in dem Maaße als er zugleich auch erfreulich erscheint. Ihn zog es ferner bei diesem Buche gerade an, das im Allgemeinen Erfreuliche des Lebensinhalts auch in dem scheinbar Dissonirenden aufzuzeigen.

Und es reizte ihn im Besonderen der Versuch, gewisse alte für das Glück unseres Lebens unentbehrliche Wahrheiten von Neuem hier auf eine anschauliche Weise zu begründen.

Im Uebrigen ist er sich auch sonst der Verschiedenheiten der menschlichen Denkweisen zu lebhaft bewußt, um eine ungetheilte Zustimmung zu den Ergebnissen seiner Beobachtung, zu seinem Urtheil über Menschen und Dinge zu erwarten. Sollte jedoch der Eine oder Andere durch seine Ausführungen sich zu weiterem Nachdenken aufgefordert fühlen, sollten diese Aufsätze, wie es dem Verfasser eine Freude gewesen ist, sie zu schreiben, hier und dort etwas dieser Freude Verwandtes auch in dem Leser erregen, so würde dem Zwecke des Buches volle Genüge geschehen sein.

Berlin, im Juni 1876.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
I.	Die Philosophie und das Leben oder von dem rechten Denken	1
II.	Das Gemüth und die Menschen	71
III.	Ueber die politische Freiheit	111
IV.	Ueber Liebe, Ehe und Kindererziehung	153



Die Philosophie und das Leben

oder

von dem rechten Denken.

Welche zur Betrachtung geneigte Natur hätte nicht wiederholt Veranlassung gehabt, den Mißcredit, in welchem bei so Vielen philosophisches Denken steht, mit Unmuth zu empfinden! Nicht nur Künstler und Politiker sind, wie es heißt, durch die Philosophie verdorben worden, sondern auch die gemeinsten Lebensangelegenheiten sollen nicht vertragen, daß man sich mit dieser Wissenschaft beschäftige, und ganz ausdrücklich mahnen Eltern und Erzieher, nur nicht so viel zu grübeln und zu reflectiren. —

Und freilich, wenn man sich im Leben umsieht, und prüft, wer es am besten macht, der fein gebildete Theoretiker, welcher seine Resultate auf die Praxis übertragen will, oder der ungelehrte, bloß in Geschäft und Schicksal groß gewordene Mann: so hat man nicht selten das Schauspiel, daß dieser viel zweckmäßiger, weiser und umsichtiger handelt als jener.

Auch lesen wir in späteren Jahren ein philosophisches Buch mit ganz anderer Wirkung als dies etwa in der Jugend geschah. Die zwingende Kraft seiner Beweise, die uns früher in athemlose Thätigkeit versetzte, beglückt uns und ängstigt uns nicht mehr. Wir bewundern wohl die großartige Kühnheit der Conception, verweilen gern auf dem, womit wir übereinstimmen, gehen aber an dem Neuen und Fremdartigen vor-

über, — während doch gerade dies letztere unser größtes Interesse erregen sollte.

Es beruht dies zunächst darauf, daß wir unsere Einsicht nicht allein dem Verstande verdanken, und unsere guten und besten Ueberzeugungen, so wenig sie lediglich durch speculatives Denken entstanden sind, so wenig auch dadurch allein erschüttert werden dürfen.

Es können in einem Buche alle vorgetragenen Thatsachen richtig und die daraus gezogenen Schlüsse tadellos sein, und dennoch werden wir dadurch zu Irrthümern verleitet. Denn alle formulirte Wahrheit ist unvollkommen.

Wir lesen also: Im politischen Leben müsse man unerschütterlich auf den für wahr erkannten Partei-Grundsätzen feststehen, und anderswo wird gesagt: Ein jeder Fall sei ein besonderer, der seine ganz besondere Behandlung verlange, — wie Goethe es ausdrückt: Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen. Oder es heißt irgendwo: Alles Wirkliche ist vernünftig, — sofern dadurch ausgedrückt werden soll, daß Eines immer nur in geringerem Grade vernünftig als ein Anderes, nichts der Vernunft seiner Natur nach entgegengesetzt sei; — und es bleibt doch wahr, daß alles unvernünftig ist, sofern es sich einem besseren entgegenstellt, und es des Menschen unerläßlichste Pflicht ausmacht, die Zweckmäßigkeit des Bestehenden zu prüfen. Es liegt dies an der unendlichen Vielseitigkeit der Dinge und der besonderen Natur unseres Verstandes, vermöge deren wir Eine Wahrheit immer nur im Gegensatze zu einer anderen auszudrücken vermögen, die in einem anderen Zusammenhange doch auch wieder wahr ist.

In einer bestimmten Wissenschaft, die etwa abgehandelt wird, hat der Gegenstand oft auch wirklich nur die Eine

Seite, die wir an ihm hervorgehoben finden. Die entgegengesetzte interessirt nicht nur nicht, sie kann auch vom Standpunkte dieser bestimmten Wissenschaft aus nicht eingesehen werden. Denn eine solche Wissenschaft betrachtet die Dinge nur im Lichte eines Hauptgegensatzes; nur Ein einen mehr oder minder großen Kreis des Lebens beherrschendes, großes, geistiges Verhältniß gilt es für sie durch alle Consequenzen durchzuführen, und zu zeigen, wie ein jedes in Rücksicht dieser Einen Idee sich bestimmt. Als solche ist sie beschränkt. Was für sie, z. B. für die Volkswirthschaft wahr ist, ist darum noch nicht an sich wahr.

Uns aber handelt es sich um die Anwendung der Wissenschaft auf das Leben.

Die Wahrheit, die wir hier brauchen, besteht gerade in der Wechselwirkung der verschiedenen Ideen gegen einander, in den tausend kleinen Wissenschaften, welche jene, gewöhnlich so genannten großen, aber in der That nur eine geringe Oberfläche des Lebens umfassenden Wissenschaften kreuzen, in allem dem, was zwischen den sogenannten Wissenschaften liegt.

Wer nun die andere Seite der Dinge nicht sieht, der wird doch gewiß durch das an sich sehr gute Buch bestimmt, falsche Nutzanwendungen zu machen. Der Fehler wird auch durch ein genaues Studium des Zusammenhanges nicht vermieden. Denn, wie wir uns überzeugten, mußte der Natur der Sache nach, ein jedes allgemein ausgedrückt werden, auch wenn es nur in einem bestimmten Zusammenhange, und also nur mit Modificationen wahr war; und der Leser hat daher nicht nothwendig Veranlassung, dasselbe auf diesen besonderen Zusammenhang zu beschränken.

Man sieht: Es ist erforderlich, wenn wir von einem Buche

rechten Nutzen haben sollen, daß wir dasjenige, woraus sich die rechte Beziehung und Beschränkung des in demselben Vorgetragenen ergiebt, schon im Voraus anderswoher wissen. Ein guter Theil dessen, wonach wir in demselben forschen, muß uns schon irgendwie bekannt sein. Was schließlich doch darauf hinausläuft, daß durch bloßes Bücherlesen ein Jeder gerade nur insofern klug und weise wird, als er es etwa ohnehin schon ist!

Wer es also mit der Fortbildung seiner Einsichten ernstlich meint, der wird selbst zu denken, und so frühe als möglich, so scheint es, ein einheitliches System des Wissens anzustreben haben, mittelst dessen sich hernach alle Einzel-Wahrheiten im Zusammenhange des Ganzen übersehen lassen.

Allein auch hierbei ergeht es uns nicht selten übel. Es kann gefährlich sein, zur Unzeit zu reflectiren. Zu früh ferner mit nie rastender Denkthätigkeit den ganzen äußern Stoff der Welt festen formalen Bestimmungen unterwerfen zu wollen, zieht leicht so schwere Irrthümer nach sich, wie ihnen ein mittelmäßiger Eifer kaum ausgesetzt ist. Denn die Schärfe der Denkkraft verbürgt die Richtigkeit des Ergebnisses noch nicht. Die gewöhnlichste Erfahrung lehrt vielmehr, daß wir uns oft dadurch, daß wir Eines zum Andern tragen, alles in einem kunstreich gewobenen Zusammenhange von Begriffen sehen, um gerade so viel von der Wahrheit entfernen, als wir ihr näher zu kommen trachten. Keine Logik und kein System schützt ja vor dem Irrthum in den ersten Ausgangspunkten. Je mehr wir fortschreiten in der Verkettung von Urtheilen und Schlüssen, je mehr versäumen wir ferner vielleicht von solchem herzuzutragen, das unsere bisherigen Resultate von Grund aus modificiren würde, dessen Bedeutung uns aber leider nicht bekannt ist.

Wir verbergen also auf solche Weise die Dinge hinter unsern Begriffen, und jeder neu aufgenommene Satz dient nur immer aufs Neue dazu, uns eine etwa noch vorhandene freie Aussicht auf die Dinge zu verschließen.

Können wir uns nun hier mit dem bloßen Verstande nicht helfen, ja machen wir die Erfahrung, daß auf dem einen oder andern Gebiete des Wissens die Kehrseiten der Dinge, auf die es ankam, die aber uns verborgen blieben, von Anderen, denen wir nicht größere Verstandesgaben zutrauen, regelmäßig und stets sofort wahrgenommen werden, oder daß, wenn eine Anwendung gemacht werden soll, der entscheidende Satz, obwohl er auch uns bekannt ist, doch uns im Gegensatze zu jenen niemals im rechten Momente einfallen will: so werden wir gewiß geneigt sein zu vermuthen, daß es außer der Reflexion noch Mittel des Erkennens gebe. Es müssen in unserer Natur Kräfte vorhanden sein, welche uns in die Lage bringen, den rechten Zusammenhang, in dessen Lichte wir die Dinge zu sehen haben, nicht nur stets im Voraus bereits in gewissem Grade zu kennen, sondern denselben auch allemal lebendig gegenwärtig zu haben.

Und in der That, der Zusammenhang, in dem wir die Dinge sehen, — oder, was dasselbe sagt, die richtige Lösung einer gestellten Aufgabe, — denn wir sehen, worauf es ankommt, wenn wir nicht mehr und nicht weniger sehen, als zu dieser Lösung erforderlich ist, — hängt zum großen Theile von dem Zustande ab, in welchem sich unsere nichtintellectuelle Natur befindet. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Haß erst die ganze Schlechtigkeit einer Sache entdeckt, und liebendes Interesse auch das den Gleichgültigen verborgene Schöne sichtbar macht. Eben so wohl kann auch Liebe blind

machen, wie wir sagen, oder eine häßliche Leidenschaft über den wahren Zusammenhang einer Sache täuschen. Wir sehen nur, was wir zu sehen wünschen. Was neben demselben noch vorhanden ist, beachten wir nicht, eben wie wir wohl Worte gar nicht hören, die doch in unserer Gegenwart gesprochen wurden, sobald unsere Gedanken auf etwas ganz Anderes gerichtet waren.

Nun nehmen wir aber zu jedem Dinge, welches in den Bereich unseres Interesses kommt, — und wofür, das wir zu erkennen trachten, hätten wir kein Interesse? — ein bestimmtes gemüthliches Verhältniß ein, welches mehr oder minder klar sich in unserm Gefühle ausdrückt, und vermöge unserer Natur als eines vernünftigen Wesens, als welches wir nicht anders können, als nach bewußten Vernunftregeln leben, sich sofort in eine allgemeine Doctrin umsetzt. Da wir nun mit einer bestimmten Liebe und einem bestimmten Hasse, einer größeren Neigung für das Eine als für das Andere, in die Welt hineingeboren werden, so sehen wir alle Gegenstände immer mehr oder minder in dem bestimmten Lichte der Stufenleiter unserer Liebe oder unseres Hasses.

Bei jeder Denkarbeit steht hinter unserm Verstande die bestimmt geartete unbewußte Natur, welche lange, ehe jener noch recht sein Geschäft begonnen, unwillkürlich eine Welt wie sie ihr gemäß ist, construirt, hohe und niedere Werthe darin sich einander entgegengesetzt, Eintheilungen und Zusammenfügungen vorgenommen, und Begriffe von Dingen aufgestellt hat, so wie alles dies ihr und ihrem Verhältniß zu den Sachen entspricht. Statt daß wir, wie wir meinen, den Dingen selbst gegenüber ständen nehmen wir diese Dinge also vielmehr, — und je wichtiger sie sind um so mehr, — so, wie sie das Interesse unserer Natur

sich zurecht gemacht hat. Die Begriffe, von denen wir den Ausgangspunkt unserer Arbeit nahmen, trugen bereits ihren Stempel; sie führte uns die Hand bei der Auswahl der Urtheile, auf die wir unsere Schlüsse bauten; und eben so gut, wie man sagt, daß nach dem Begriffe des Denkens sich das Resultat frei aus der Untersuchung ergeben müsse, kann man auch sagen, daß diese Untersuchung stets durch die Beschaffenheit unserer Natur bedingt sei.

Wir denken hiernach so wie wir sind, ein Hamlet anders als ein Macbeth, ein Napoleon anders als ein Washington, ein Deutscher anders als ein Franzose.

Wir können uns auch von dieser Bedingtheit gar nicht frei machen. Denn es handelt sich dabei, wie selbstverständlich ist, nicht um Einzelheiten, die wir entfernen, diese oder jene häßliche Leidenschaft, welche wir wohl einmal mittelst kräftigen Entschlusses bei Seite setzen könnten, um der „sachlichen Auffassung der Dinge" die Ehre zu geben. Vielmehr kommt unsere ganze geistige Natur in's Spiel, welche sich den Resultaten des Denkens gegenüber um ihrer selbst willen nimmermehr neutral verhalten wird. Wir leben ja von den Dingen, und diese sind uns das, als welches wir sie auffassen. Wir verändern die Dinge, indem wir sie anders als bisher auffassen, — durch die Resultate unseres Denkens gezwungen werden, sie anders als bisher aufzufassen, — gerade so gut, als indem wir handelnd ihnen einen andern Ort oder eine andere Gestalt geben. Wir gewinnen oder verlieren also bei jeder neuen Erkenntniß, und es ist unmöglich, — und je geistiger unser Leben sich bereits gestaltet hat, um so mehr, — daß wir dabei nicht mit einem praktischen Interesse betheiligt sein sollten. Wir dürfen uns aber auch von unserer Natur gar nicht frei machen wollen,

weil, wie wir sahen, sofern wir nicht von der rechten Empfindung erfüllt sind, uns oft etwas zur Sache Gehöriges verborgen bleibt; weil, wenn wir nur so sind, wie wir sein sollen, die Abhängigkeit unseres Denkens von unserm persönlichem Zustande keine Schranke, sondern ganz im Gegentheil vielmehr die den Verstand ergänzende Kraft ist. Vermöge ihrer sichern wir uns, der Vielseitigkeit der Dinge gegenüber, nach welcher jedes unter einem andern Gesichtspunkte immer wieder ein anderes ist, und sich die schlechteste Lebensphilosophie so gut als die beste logisch rechtfertigen läßt, den rechten Verstandesgebrauch.

Hätten wir es dahin gebracht, daß die rechte Empfindung sich überall und jederzeit als die herrschende in uns bewährte, erfüllte uns daher der rechte Zusammenhang der Dinge stets bereits in gewissem Grade, so würden wir auch im Stande sein, zu sicheren und überzeugenden Erkenntnissen zu gelangen; eben wie, wenn aus diesem Grunde der rechte Zusammenhang stets in uns lebendig wäre, wohl nicht zu befürchten stände, daß uns dasjenige, was wir im Einzelnen bereits an Resultaten gewonnen, im entscheidenden Momente der Anwendung gerade nicht beifallen sollte.

Es wird hiernach wohl klar sein, daß wir nicht mit jedem Denken und zu jeder Zeit, und daß wir nicht unter allen Umständen mit unserm Denken zu richtigen Resultaten gelangen, daß vielmehr, wenn auf den Einfluß der Natur die gehörige Rücksicht nicht genommen wird, eine schlechte Reflexion und falsche doctrinäre Wissenschaft entstehen muß, welche wohl auch die Hauptschuld an dem Mißtrauen tragen wird, mit welchem die sogenannten praktischen Leute Reflexion und Philosophie betrachten.

Wenn es wahr ist, daß es auch für das Denken darauf

ankommt, wie die Dinge uns berühren, in welcher praktischen Stellung wir uns zu denselben befinden, wenn der Verstand nothwendig durch das Gefühl beeinflußt und bald verblendet nnd bald erleuchtet wird, so muß auch in Interesse des Denkens gefordert werden, daß wir uns zunächst und vor allem um die Cultur unserer Empfindungen bemühen.

Nun scheinen wir freilich unser Gefühl nicht anders bilden zu können als durch Denken, durch eben jenes Denken, von dem wir eben sagten, daß es nur bei einem bereits vorhandenen richtigen Zustande der Empfindung, einen rechten Erfolg verspreche. Denn, welche Veränderungen wir mit uns vornehmen, wie auch immer zu sein und zu empfinden wir uns bemühen wollten, jedem solchen Bestreben würden doch Gedanken über unsere und der Dinge Natur voraufgehen, bei jedem dergleichen Beginnen würden wir von einer bestimmten Ansicht von unserer und der Dinge Zwecken ausgehen müssen, der wir eben zu entsprechen gedächten. Und wie sollten wir zu dieser Ansicht anders gelangt sein als durch Denken? In der That hängt unser Empfindungszustand so sehr vom Denken ab, daß, wenn es uns möglich wäre überall und jederzeit richtig zu denken, wir auch überall richtig empfinden würden. So wahr gesagt werden konnte, daß sich die schlechteste Lebensphilosophie so gut als die beste vor dem Verstande rechtfertigen lasse, so wahr bleibt es darum doch, daß das Denken auch dem verstocktesten Verbrecher gewisse Concessionen abringt. Aber überall und jederzeit richtig denken können wir eben nur, sofern wir richtig empfinden. Der hierin liegende Widerspruch löst sich, wenn wir beachten, daß wir in dem, einen bestimmten Gedanken begleitenden Gefühl unter Umständen ein selbstständiges Kennzeichen für die Wahrheit oder Unwahrheit desselben haben noch

neben der Reflexion. Wir fühlen uns ganz anders berührt, wenn die Dinge uns in dem kurzen untergeordneten Zusammenhange, in dem wir sie gewöhnlich sehen, afficiren, als wenn sie in ihrem wahren Verhältnisse zu einander uns ergreifen und erfüllen. Eine Wahrheit, die uns etwas gilt, braucht uns oft nicht erst bewiesen zu werden, wir spüren sie an dem erhöhten Pulsschlag unseres Lebens. Und das rechte Denken ist nun eben das, welches die in diesem Verhältnisse gelegenen Kräfte beachtet und sie zu nutzen und fortzubilden versteht.

Unser Gefühl wirkt bei unsern Bestrebungen, es mittelst des Denkens zu bilden, als selbstständige Kraft mit. Denn, da uns noch andere Aufgaben gesteckt sind neben dem Erkennen, so steht uns der wahre Zusammenhang der Dinge auch nicht bloß als ein solcher, der mittelst des Erkennens gefunden werden soll, gegenüber. Er ist vielmehr schon da, und wirkt auf uns in derselben Weise wie die einzelnen Dinge als lebendige Macht. Die Begriffsganzen höherer Ordnung sind so wahr wirkliche Dinge, so wahr wir das Gute nur thun und das Schöne nur genießen können, indem wir uns ihnen hingeben und uns von ihnen erfüllen lassen. Es kann dies um so weniger befremden, als ja auch dasjenige, was uns zunächst als wirkliches Ding erscheint, und was sich auf einem höheren Standpunkte oft nur als einzelnes Glied eines höheren Ganzen und, dem entsprechend, auch ganz anders gestaltet darstellt, sofern wir es in seine Bestandtheile zerlegen und wieder zusammenfassen, umgekehrt als bloßer Zusammenhang erscheint. So wenig nun aber, trotz allem, was wir auch auf jedem Gebiete des Lebens dem Denken verdanken, gesagt werden kann, daß die Fähigkeit zum Denken der Maaßstab unserer Moralität oder unseres Schönheitssinnes sei, so wenig ist es zulässig, anzu-

nehmen, daß der Einwirkung eines wahren Zusammenhanges auf uns allemal eine Erkenntniß desselben vorausgegangen sein müsse. Vielmehr können wir sehr wohl die Wahrheit in unserm Gefühl bereits besitzen, sie kann in unserm Handeln bestimmend auftreten, uns in unserm ganzen Verhalten unwillkürlich leiten, ehe uns eine Erkenntniß von ihr aufgegangen ist; eben wie auf einem andern Punkte unseres Lebens vielleicht die uns aufgegangene Erkenntniß das Frühere sein mag, und wir erst mit Hülfe der Resultate unserer Reflexion zu einem Gefühl für den Gegenstand und einem praktischen Verhältnisse zu demselben gelangen. In jenem ersten Falle, des praktischen Ergriffenseins von der Wahrheit, haben wir mithin unsere Bemühungen lediglich darauf zu beschränken, dasjenige richtig zu verstehen, was es uns lehrt.

Wir haben dafür, ob ein höherer Zusammenhang der Dinge oder ein niederer uns ergriffen hat, ein bestimmtes Kriterium in unserm Gefühl. Wir wissen dies nicht selten so sicher, als wir uns des Verschiedenen im Harten und Weichen bewußt sind. Daß wir aber diesen für die Ausbildung unserer Einsicht so wesentlichen praktischen Zustand herbeiführen, hängt nicht allein von unserm Denken, sondern von den Gesetzen des praktischen Lebens ab. Wir werden von der Wahrheit nur praktisch ergriffen, sofern wir an sie glauben, sie lieben, uns ihr hingeben. Je mehr wir uns den wahren Ideen öffnen, je mehr Herrschaft über uns, je mehr Einfluß auf uns gewinnen sie, und verändern mittelst dieses Einflusses unsere Natur und folgeweise unser ganzes unwillkürliches Denken.

Der praktischen Berührung mit dem Wahren als einem einfachen Ganzen im Gefühl, — denn in der Reflexion führen wir es uns nur in dem Nacheinander seiner Theile und darum

nie als einfaches Ganzes vor, — und der aus jener Berührung hervorgehenden Erleuchtung bedürfen wir nun bei dem Geschäft des Denkens unausgesetzt.

Ueberhaupt aber muß alle wahre Einsicht aus einer ununterbrochenen Auseinandersetzung unseres unwillkürlichen mit unserm reflectirenden Denken, unserer Praxis mit unserer Theorie, hervorgegangen, sie muß aus einem systematisch fortgesetzten Ausgleich dessen, was nach unserm Gefühl die Kriterien der Wahrheit an sich zu haben scheint, mit den Resultaten unserer Reflexion erwachsen sein.

Jede Wissenschaft, welche auf andere Weise entstanden ist, trägt die Charactere des Doctrinarismus und Dilettantismus an sich, und verdient die herbe Beurtheilung, die ihr von Seiten des Standpunktes des praktischen Lebens zu Theil wird. Sie verfällt als einseitige Reflexionswissenschaft dem Vorwurf der Grübelei und Klügelei; mit dieser aber rangiren auf einer Linie die Mystik in der Philosophie, die Sentimentalität in der Kunstproduktion, die Gefühlspolitik, und was sonst noch auf der Einmischung einer willkürlich ausgewählten Empfindung beruht. Alles dieses nämlich verdankt, obschon es an einem entgegengesetzten Fehler zu laboriren scheint, doch der gleichen Unkenntniß des Verhältnisses von Gefühl und Verstaud seine Entstehung.

Man wird vielleicht einwenden, daß dem Gefühl hier insofern jedenfalls ein zu weit gehender Einfluß vindicirt werde, als es solche Wissenschaften, welche lediglich von der Kraft und Schärfe unserer Reflexion abhängen, doch jedenfalls auch gebe. Und allerdings werden wir, wenn wir einem Gegenstande eine Selbstständigkeit beilegen, die er im Grunde nicht hat, das Verhältniß jedes Einzelnen in ihm zu seinem abstracten Begriffe nicht selten auch mit der Reflexion allein richtig feststellen.

Allein, eben so wenig als der menschlische Erkenntnißtrieb bei der bloßen Ermittelung der Thatsachen sich beruhigt, wird er auch bei untergeordneten Einheiten der Fach-Wissenschaft stehen bleiben wollen. Wir können vielmehr nicht anders, als nach den höchsten Zwecken unser und der Dinge forschen, und werden auf keinem Gebiete eher etwas vollständig erkannt zu haben glauben, ehe wir es nicht zugleich nach seiner Stellung im Ganzen dieser Zwecke begriffen haben. — Aus diesem Grunde hat im Vorstehenden von aller Wissenschaft nur soweit, als sie ihren Gegenstand im Zusammenhang des Ganzen behandelt oder ihn doch so zu behandeln bestrebt ist, die Rede sein sollen; eben wie auch in der Folge nur von dieser und von keiner andern Wissenschaft die Rede sein wird.

Davon nun, wie man mit bewußter Kunst es anzufangen habe, daß man über nichts denke, ohne zugleich die rechte Empfindung für den Gegenstand zu haben, das richtige praktische Verhältniß zu demselben einzunehmen, und insoweit von der einzig rechten Methode zu denken, soll später ausführlich gehandelt werden. Zunächst interessirt es, zuzusehen, auf welchen Quellen denn die Intelligenz der großen Mehrzahl der Menschen beruht.

Wenn man dem Mißtrauen gegen eine jede umfassendere logische Beweisführung auch dort begegnet, wo man sich des rechten Verhältnisses von Gefühl und Verstand, von Praxis und Theorie nicht bewußt ist, wie erklärt sich dies? Und wenn die Feindschaft Vieler nicht bei einer schlechten Wissenschaft stehen bleibt, sondern sich auf alle Theorie und Philosophie überhaupt erstreckt, glauben denn solche Menschen im Besitze besserer Mittel zur Einsicht zu sein, und welche sind diese Mittel?

Hier ist also zu bemerken, daß das rechte Verhältniß un-

seres eigenen Zustandes zu unserm Denken, welches für alle wahre Wissenschaft Ziel und Voraussetzung ist, uns in Folge der Gunst der Natur oder äußerer Umstände bisweilen unerstrebt zufällt. Wie diese begünstigte Situation selbst auf zufälligen Gründen beruht, so ist auch die daraus fließende Einsicht auf ein zufälliges, räumlich oder zeitlich begränztes Gebiet beschränkt. Allein innerhalb dieses Gebietes treffen wir doch, da wir, wie wir auch dazu gelangt sein mögen, die richtige praktische Stellung von ungefähr einmal einnehmen, unwillkürlich wie mit Naturnothwendigkeit überall das Richtige, und erkennen das Wahre mit vorzüglicher Sicherheit.

Wir sind uns dessen auch bewußt, empfinden die Ueberlegenheit unserer Situation gegenüber jeder willkürlichen und ungeregelten Reflexion ganz klar. Allein, da wir nicht gleichzeitig uns auch des Weges bewußt sind, auf welchem sich dieselbe jederzeit und aller Orten erreichen läßt, so müssen wir stets fürchten, dessen, was wir nur zufällig und vielleicht vorübergehend unser Eigenthum nennen, eben so zufällig wieder verlustig zu gehen.

Da wir die Lebensbedingungen unserer so gearteten Intelligenz nicht kennen, so besorgen wir, dieselben durch die absichtliche und unvermittelte Thätigkeit des Reflectirens zu zerstören. Wir sind also in solchen Situationen geneigt, uns gegen jede Reflexion, auch gegen die gute, abwehrend zu verhalten.

Unter den Erscheinungen, die hierher gehören, ist die hervorragendste dasjenige, was man Genie nennt.

Das Genie des Künstlers beruht lediglich auf dem praktischen Verhältnisse desselben zur Idee seiner Kunst. Diese Idee ist ein Zusammenhang des Wahren. Sie ist als solcher einmal ein Gegenstand des Studiums, vermöge dessen der Künstler

bestrebt ist, zu ergründen, welche Mittel anzuwenden sind, um innerhalb des Gebietes seiner Kunst die Empfindung des Schönen im Menschen zu erregen. Aber sie ist auch etwas wirklich Existirendes, nicht etwas bloß Gedachtes; d. i., damit des Künstlers Studium Erfolg haben könne, ist es nothwendig, vorauszusetzen, daß die Dinge bestimmte Beschaffenheiten haben, welche sie befähigen, bei einer bestimmten Behandlung bestimmte Bedürfnisse im Menschen zu befriedigen. Es existirt also wirklich ein Zusammenhang zwischen der Natur des Menschen und den Dingen nach dieser Richtung hin, innerhalb dessen sich ein ganzes Reich von Wechselbeziehungen, von Erscheinungen und Gesetzen aufthut, welche in sich ein Ganzes bilden und insofern ein Ding unter Dingen sind, — denjenigen, der dafür empfänglich ist, also auch als wirklich vorhandenes Ding zu berühren und mit einem bestimmten Geiste zu erfüllen vermögen. Diese Empfänglichkeit, diese rechte Liebe zur Idee seiner Kunst, besitzt das künstlerische Genie, — allerdings zunächst vermöge einer glücklichen Beschaffenheit seiner Natur. Aber darauf allein beruht die Kraft seiner Einsicht, daß vermöge dieser Empfänglichkeit jene Idee ihm ins Gefühl tritt als Ein Ding, nicht als bloßer Zusammenhang, als welcher sie niemals ein künstlerisches Gesammtbewußtsein in ihm zu erzeugen vermöchte: daß, wie wohl uns Andere andere Mächte, so ihn jene Idee beeinflußt oder beherrscht, — daß sie ihm selbst unbewußt sein Handeln bestimmt und leitet, und ihm so zu einer Quelle unwillkürlichen Handelns, Empfindens und Denkens wird, welches er bloß sich selbst klar zu machen und auf die Form von Begriffen und Sätzen zu bringen braucht, um eine Wissenschaft des Schönen daran zu besitzen.

Es ist daher ein Mißverständniß, den Genies ein eigenes

Erkenntnißorgan, heiße es nun Divination oder Inspiration, im Gegensatze zu dem Verstande aller Uebrigen zuzuschreiben. Denn, wie wir gesehen haben, beruht nicht nur jedes hevorragende Talent, sondern jede Gabe des Denkens überhaupt auf denselben Grundlagen. Die Verschiedenheiten, die hier vorkommen, sind nicht Verschiedenheiten des Verstandes, sondern Verschiedenheiten der Natur überhaupt, vermöge deren, während bei uns Andern gewisse untergeordnete Dinge sich vordrängen, Einige gleich von vorne herein ein lebendiges Verhältniß zu dem Feineren und Geistigeren einnehmen. Sie haben, — der Eine vielleicht auf diesem, der Andere auf jenem Gebiete —, eine mehr dem rechten Zusammenhange gemäß abgestufte Sympathie und Antipathie für die Sachen, in deren Lichte sie über viele Vorstufen hinweg, welche bei uns erst müssen künstlich beseitigt werden, vielleicht freilich aber auch im Laufe eines ganzen langen Lebens sich nicht genügend beseitigen lassen, gleich das Verschiedenste richtig sehen und beurtheilen.

Was von der Kunst gilt, gilt in gleicher Weise von jedem anderen Gebiete des geistigen Lebens. Auch das Genie des Staatsmannes beruht darauf, daß in ihm die Idee des politischen Lebens, — nicht das, was die Menschen darüber reden, sondern die ewige politische Idee, wie sie sich heute und alle Zeit in der Menschenwelt realisirt —, derartig ausschließlich lebendig geworden ist, daß sie sich überall in seinem Denken und Handeln ihm selber unbewußt wirksam beweist. Aber bei dem Künstler ist es dem allgemeinen Bewußtsein am wenigsten ungewohnt, ihn sich nicht allein durch eine specifische Art von Intelligenz sondern auch außerdem noch durch seine Künstlernatur von andern Menschen unterschieden zu denken. Bei dem Künstler ist es uns geläufig, uns vorzustellen, daß derselbe

innerhalb der Grenzen seines Gebietes auch allemal ebenso stetig und einheitlich empfinde als er sicher denkt; daß ihm seine Kunst Lebensinhalt und höchstes gemüthliches Interesse sei; und daß er sich auch sonst im Leben vielfach als einen überhaupt abweichend und eigenthümlich organisirten Menschen bewähre.

Vergegenwärtigen wir uns daher das oben principiell in Betreff der Wechselbeziehung zwischen unserm Zustande und unserm Denken Gesagte, so werden wir hier gewiß am leichtesten gelten lassen, daß mit der abweichenden Künstlernatur immer auch das künstlerische Einsehen, so weit es eben Genie ist, unmittelbar gegeben sei.

Nicht anders wie mit dem Genie verhält es sich mit der Sicherheit einer schönen Seele. Eine solche Natur stellt, in der Lebhaftigkeit ihres Verlangens, schöne Verhältnisse zu schaffen, und dieselben unter allen Umständen zu schützen, in allen Lebenslagen zu erhalten, gewisse Postulate an die objective Beschaffenheit der Dinge; und diese Dinge entsprechen, obwohl der Handelnde von ihnen keine eigentliche Erkenntniß besitzt, den an sie gestellten Anforderungen in gewissem Grade, weil, — wenn wir allemal nichts als das genaue Resultat dessen sind, wie die Dinge uns berühren, — es wohl der allgemeine Geist der letzteren selbst gewesen sein wird, welcher den eine solche sogenannte schöne Seele auszeichnenden eigenthümlich schöpferischen Gemüthszustand in derselben hervorgebracht hat.

Und auf gleiche Weise erklärt sich alles, was unter Tact und feinem Gefühl begriffen wird. Auch hier läßt die in uns Natur gewordene Liebe zu dem Geiste der Sache uns, über alle bloß relative Wahrheit hinwegsehend, das dem Bedürfniß des Moments Entsprechende zusammenfinden.

Es ist bereits bei einer früheren Gelegenheit darauf hingewiesen worden, daß viele Wahrheiten bloß relativ sind, daß man nämlich von vielen Dingen, je nachdem es auf das Eine oder das Andere in ihnen gerade ankommt, das gerade Entgegengesetzte sagen kann, — daß sie je nach dem Zusammenhange, in dem sie betrachtet werden, das Entgegengesetzte bedeuten können.

Mit Bezug hierauf könnte Jemand meinen, die characteristische Bedeutung der vorstehend beschriebenen Zustände liege weniger in dem darüber so eben Gesagten, als vielmehr darin, daß vermöge derselben aus irgend einem noch unaufgeklärten Grunde die Dinge dem Denkenden nicht als complicirt sondern als schlechthin einfach, d. i. als lediglich nur dasjenige vorstellend erschienen, was in ihnen das für den jedesmaligen Zusammenhang Wesentliche sei. Verfalle der Denkende erst auf die nicht zur Sache gehörigen entgegengesetzten Seiten der Dinge, würden diese ihm überhaupt sichtbar, so sei auch sofort die besondere ihn auszeichnende Kraft verschwunden. Es werde deshalb auch unter diesem Gesichtspunkte viel anschaulicher, welchen absolut verderblichen Einfluß es haben würde, wenn Jemand in solchen Zuständen anfangen wollte zu reflectiren. Denn die Reflexion lasse ihn zu viel sehen, und es entstehe so eine Verwirrung, aus welcher er sich nur mittelst einer viel umfassenderen Wissenschaft, als die seinige der Regel nach sei, herauszuziehen vermögen würde.

Gewiß ist es so. Aber eines besonderen Erklärungsgrundes hierfür bedarf es nicht. Wenn gesagt wurde, daß in solchen Zuständen der Zusammenhang des Ganzen, innerhalb dessen etwas erkannt werden solle, wie Ein Ding in uns lebendig geworden sei, so heißt dies eben so viel, als daß insoweit nichts

in diesen Zusammenhang nicht Gehörendes, denselben Störendes, in unsern Gesichtskreis falle. Denn jedes dergleichen würde ja die Empfindung des Ganzen aufheben. Was oben positiv so ausgedrückt wurde, daß man das zum Ganzen Gehörige instinctiv zusammenfinde, wird also hier nur negativ gefaßt. Beides aber ist Eines und dasselbe.

Uebrigens können auch äußere Verhältnisse die Ursachen solcher zufällig bevorzugten Intelligenz sein.

Wenn wir also vermöge einer beruflichen Thätigkeit uns den von Natur vorgezeichneten, von der Intelligenz aller Zeiten mehr und mehr vervollkommneten Einrichtungen des uns umgebenden Lebens dienstbar machen, so erfüllt uns diese constante Bewegung in wahren Verhältnissen mit einem praktischen Ernste, welcher uns die Dinge genau für das, was sie in dem vorliegenden Zusammenhange sind, und lediglich für dieses, nehmen läßt. Die Stellung eines Jeden als Lehrer, Erzieher, Beamter oder Geschäftsmann wird ihm so zu einer Quelle der Erkenntniß.

Einen gleichen Ernst können mächtige und ungewöhnliche Ereignisse in uns erzeugen. — Es wäre ganz irrig, wenn man die unbestreitbare Thatsache, daß Menschen, welche Völkerkrieg und Bürgeraufstände erlebt, weit tieferes Verständniß für Welt und Schicksal zeigen wie aus Büchern gebildete Historiker, aus dem unwesentlichen Umstande erklären wollte, daß sie Gelegenheit gehabt, in der Nähe und in Menge zu sehen und zu beobachten. Nicht die Fülle der Fälle macht den Grund ihrer Einsicht aus. Hätten sie diese Fälle bloß unter die schon ein für alle Mal feststehenden, mitgebrachten Grundsätze subsumirt, so würden sie nicht eben viel Gewinn davongetragen haben. Vielmehr, indem sie in solche Krisen mit Liebe und Haß ein-

traten, demnächst aber sich selbst so fanden, wie sie noch nie zuvor gewesen, — indem in ihnen selbst ganz neue Zustände sich erzeugten, gingen ihnen ganz neue Gesichtspunkte für Leben und Welt überhaupt auf, die nun auch ihrer ganzen übrigen Denkweise zu Gute kommen.

Irgend ein größeres Interesse hat aber nun doch ein Jeder, irgend ein bedeutenderes Gefühl oder Verhältniß. Wir lieben unser Weib und unser Kind oder unser Vaterland, und irren nur, insofern wir, uns selbst ungleich, auf vielen anderen Punkten uns von Wesenlosem beherrschen lassen. So bald nun einmal die Dinge sich so gestalten, daß eines der Güter, welche uns mit Recht und in vorzüglichem Grade theuer sind, durch eine Fügung der Ereignisse in Gefahr gebracht wird, da verdrängt die aus ihrem Schlummerleben aufgescheuchte Liebe jedes andere Gefühl, und besser geschickt zur Einsicht vermögen wir jetzt manches lange gehegte Sophisma zu entwirren und neue Einblicke in den wahren Zusammenhang der Dinge zu thun.

Vergegenwärtigen wir uns nun, bei einem Rückblick auf das, was hier von Beispielen eines bevorzugten praktischen Zustandes der Einsicht aufgeführt ist, die Lage, in der sich die große Mehrzahl der Menschen der Regel nach befinden mag, so werden wir bei dieser hervorragende Talente, eine distinguirt harmonische Stimmung, oder eine Schule ungewöhnlicher Ereignisse allerdings wohl nicht oft finden. Dafür aber wird doch bald etwas von dem Einen, bald etwas von einem Andern, das als solche Quelle eines bevorzugten Erkennens angesehen werden kann, und das Eine hier, das Andere dort auf die verschiedensten Weisen mit einander combinirt bei ihr angetroffen werden. Und danach läßt sich die Beschaffenheit und die Begründung der in der Mehrzahl lebendigen Intelligenz bemessen. Unsere Weisheit ist

auf diesem Durchschnittsstandpunkte zum allerkleinsten Theile das Product weit ausholender logischer Untersuchungen. Vielmehr gehen wir von irgend einem aus der Praxis genommenen, unbewiesenen Resultate aus, bewegen uns eine Strecke in bewußtem Folgern und Schließen, und schieben urplötzlich wieder einen jener praktischen Sätze ein, von denen es uns schwer werden würde zu sagen, wie wir zu ihnen gelangt seien. Aber die Wahrheit dieser Sätze beruht auf gutem Grunde; so schlecht wir sie wohl auch auszudrücken, so mangelhaft wir sie wohl zu vertheidigen oder gar zu beweisen vermögen. Denn wir gewannen sie, indem wir mit gesundem Sinn und Gefühl in die Bewegung des Lebens eintraten, in vielseitigem Geschäft der vernünftigen Ordnung der Dinge uns dienstbar machten, und in wechselvollem Schicksal mannigfach von der Wahrheit ergriffen und beeinflußt wurden. Und da sie mit unserm Leben verwachsen, da sie der geistige Inhalt dieses Lebens selbst sind, so sind sie uns nicht bloß gewiß, sie sind uns auch theuer und werth. Wenn nun Jemand mit einer feinen, methodisch motivirten Deduction käme, und auf Grund derselben verlangte, daß wir bald hier bald dort uns einen dieser Sätze sollten nehmen lassen, und uns nicht einmal zugleich auch unser bisheriges abweichendes Bewußtsein erklärte, würde es uns verübelt werden können, wenn wir uns dem gegenüber ablehnend verhielten? Hängt nicht die Zuverlässigkeit der Einsicht eines Jeden wie von seinem Verstande so auch von seinem persönlichen Zustande ab, und könnte nicht bei aller Anerkennung, die uns der Verstand dessen, der uns also gegenüberträte, etwa abzwänge, in jenem Zustande etwas mangelhaft bei demselben beschaffen sein?

Man sieht, wie relativ berechtigt der im praktischen Leben

verbreitete Widerwille gegen logischen Zwang und willkürliche Reflexion ist; wie erklärlich selbst das allgemeine Mißtrauen gegen jede über die einfachen Resultate der Erfahrung hinausgehende complicirtere Gedankenarbeit erscheint!

Das, was die Philosophen die „bloße Meinung“ nennen, und dem allerdings die Fähigkeit nicht innewohnt, das Fehlerhafte einer Deduction methodisch nachzuweisen, die Deduction aus ihr selbst zu widerlegen, richtet von diesem Standpunkte aus mit Grund eine falsche Philosophie, deren Resultate den allgemeinsten Lebensinstincten widersprechen.

Und dieser Art von Kritik sind wir sehr benöthigt. Denn vor dem Gedanken, vor der zusammenhängenden und überlegten Feststellung des Schwankenden hat doch jeder unverdorbene Mensch einen großen Respect.

Nimmt er dergleichen gedanklich wohl Motivirtes und dennoch Falsches leichtfertig in sich auf, so wird es nicht ausbleiben, daß er einen gewissen Ernst damit macht, Gefühle und Instincte, welche auf seinem ganz richtigen, aber unbewußten, praktischen Verhältnisse zur Idee beruhten, ertödtet und künstlich umgestaltet, und von dem Wege zur Erkenntniß innerlich und dauernd abgedrängt wird.

Welche Reihe von traurigen Verirrungen würde nicht die Folge sein, wenn die Menschen die vielerlei widersinnigen Theorieen, welche ihr Verstand willig gelten läßt, consequent durch ihr Leben durchführten. Lediglich dadurch, daß die meisten von denen, die sich für starke Köpfe halten und doch bloße Reflexionsdenker und Doctrinairs sind, dennoch zum guten Theile anders handeln, als sie denken, daß sie sich hierbei von Wahrheiten leiten lassen, die mit dem, was sie für ihr Bewußtsein ausgeben, sich im schneidensten Widerspruche befinden, — ledig-

lich durch die oft hoch komische Ironie des Schicksals, die die Wahrheit in dieser Weise an ihnen übt, bleiben diese Verstandesmenschen vor der bodenlosesten inneren Unwahrheit bewahrt.

Auf der andern Seite gehen wir auf dem bloß elementar praktischen Standpunkte, von welchem bisher die Rede war, aber doch auch allen Segens der guten und wahren Theorie verlustig. Wir haben keinen rechten Glauben an sie. Denn gegenüber unserer wie mit Naturnothwendigkeit aus unserm Leben hervorgegangenen praktischen Einsicht erscheint sie nothwendig unzuverlässig. Gegenüber diesem uns wie unsere eigene Existenz sichern Wissen scheint uns keine Theorie im Punkte der Sicherheit concurriren zu können.

Ja wir vermögen auch auf diesem Standpunkte ein richtiges Verhältniß zu ihr gar nicht einzunehmen. Vielmehr klagen wir mit Recht darüber, daß wir durch jede Theorie, auch durch die gute, für unsere Kunst oder sonstige Praxis verdorben werden. Denn, wie oben unsere Geistesbeschaffenheit geschildert worden, so beruhte bisher alle unsere Wissenschaft darauf, daß der wahre Zusammenhang der Dinge uns unbewußt in uns lebte. Die fremde Theorie tritt dagegen zunächst als ein Aeußeres auf, welches durch sein Verhältniß zu gewissen andern äußern aber für wahr allgemein anerkannten Sätzen gerechtfertigt wird. So bald wir nun die Anwendbarkeit eines Satzes auf unsere Verhältnisse prüfen wollen, müssen wir auch diese auf jene äußeren Voraussetzungen beziehen, und geben damit jenen unbewußten inneren Zusammenhang auf. Wir glauben jetzt wohl ein von den Andern Gesagtes auch bei uns wiederzufinden, weil wir die feinen Unterschiede, welche entgegenstehen, nicht mehr sehen; und haben wir erst an mehreren Punkten dergleichen von außen aufgenommene Begriffe an die Stelle

unseres instinctiven Verhältnisses zu dem Gegenstande gesetzt, so finden wir jenen unbewußten Zusammenhang überhaupt nicht mehr wieder.

Es ist also unbedingt erforderlich, über diesen Zustand zufälliger Einsicht hinaus, zu einem anderen zu gelangen, in welchem seine Mängel vermieden und doch seine Vortheile gewahrt werden; in welchem die Sicherheit innerster Ueberzeugungen mit der Ausbreitung derselben, welche nur durch Reflexion und Wissenschaft gewonnen wird, verbunden erscheint.

Und was wir zu diesem Zwecke zu thun haben, ergiebt sich aus den bisherigen Resultaten unserer Untersuchung von selbst. Soll alles dasjenige entfernt werden, welches in uns einem mit den Kriterien der Wahrheit versehenen Gefühl, wie es uns zufällig zeitlich oder örtlich ergreift, widerspricht, so müssen wir dieses Gefühl stetigen und auf alle Punkte, auf denen es überhaupt eine Bedeutung haben kann, übertragen. Es kann dies, wie alles Bewußte und Absichtliche in menschlichen Dingen nur mit Hülfe der Reflexion geschehen, welche also auf dem rechten Standpunkte des Erkennens als eine wesentliche, ja vielleicht die wesentlichste Quelle der Einsicht gewürdigt bleibt. Mit Hülfe der Reflexion müssen wir bemüht sein, dasjenige, was wir auf einem bestimmten Gebiete des Denkens als den Inhalt jenes Gefühls gefunden, mit demjenigen, was auf anderen Gebieten der Aufklärung bedarf, in Zusammenhang zu setzen; jenem Inhalt Anwendung zu geben auch auf diese Gebiete; ihn also auf eine allgemeine, und immer noch allgemeinere Art zu begreifen. Wir werden nicht vermeiden können, indem wir auf solche Weise logische Uebereinstimmung auf allen Gebieten unseres Denkens anstreben, unsere bisherige Gefühlswissenschaft zu modificiren und zu verändern. Sonst würde dieselbe ja auch nicht

jene unvollkommene und elementare Form der Intelligenz sein, welche, eben so einseitig als alle willkürliche Reflexion, so gut wie diese einer methodischen und kunstgemäßen Behandlung bedarf. Aber wir werden doch nie Modificationen zulassen, bei denen die Befriedigung, mit welcher sie uns erfüllte, verschwände. Die Modificationen, die wir statuiren, werden vielmehr das volle Verständniß dessen, was in unserm Gefühl das Wesentliche war, erst eröffnen. Wir werden trotz derselben im Zusammenhange unserer vielmehr, eben dadurch erst geklärten und verfeinerten Natur verbleiben. Und wir werden uns überall in diesem Zusammenhange befinden, da wir, indem wir unsere Wissenschaft verallgemeinerten, das Gefühl überallhin mitnahmen. In dem Maße als wir unser Gefühl überallhin zu übertragen vermöchten, würde es also für uns hinfort nur Eine, gleichmäßig auf unserer Natur wie auf logischen Gründen basirte Wissenschaft geben; wir würden einen inneren Zustand schaffen, welcher zugleich praktisch und theoretisch ist; wir würden die Einheitlichkeit, in welcher uns alle Dinge berühren würden mit den Genies gemein, und dabei die Universalität, die Unabhängigkeit von allen ihnen anhaftenden Zufälligkeiten vor den Genies voraus haben.

Es würde uns nun leichter werden, hierin einigermaßen Ausreichendes zu leisten, wenn nicht das complicirte thatsächliche Material unserm Blicke, und zwar gerade auf den wichtigsten Denkgebieten, verborgen bleiben ließe, worin auf denselben die Consequenzen unseres besseren Gefühls bestehen würden. Es ist ja gewiß, daß allüberall, bei allem und jedem, unsere Erkenntniß nicht nur von unserm Verstande abhängt, sondern auch durch den Zustand bedingt ist, in dem wir uns befinden. Aber wir vermögen bei der Beurtheilung eines ohnehin ver-

wickelten Stoffes nicht zu unterscheiden, was auf solche Zustände und was auf von ihnen unabhängige Gründe zurückzuführen ist. Wir vermögen dies um so weniger, als diejenigen Begriffe und Sätze, welche wir dabei als unzweifelhaft zu Grunde legen, selbst möglicherweise schon auf Unvollkommenheiten in uns beruhen, und aus mangelnder Kenntniß unser selbst für Wahrheiten angenommene Irrthümer sind. Wir müssen daher den Ausgangspunkt unseres Denkens von denjenigen Verhältnissen nehmen, in denen, was über die Dinge, abgesehen von dem eigenthümlichen Zustande des Beurtheilers, gesagt werden kann, vollkommen einfach, klar und unzweifelhaft ist, und dasjenige was in Folge seines Zustandes in ihrer Auffassung sich ändert, daher leichter anschaulich und erkennbar wird.

Diese Verhältnisse finden wir in unserm Kleinleben. Es wäre nicht richtig zu sagen, in unserm handelnden Leben, oder in unserm Leben überhaupt, das „Leben" im Gegensatz zum bloßen Denken genommen. Denn handelnd verhalten wir uns überall, auch da, wo wir auf einem uns persönlich anscheinend nichts angehenden Gebiete mit Denken beschäftigt sind. Handeln heißt die Dinge Verändern so, daß man an dem Resultate um seiner selbst willen Interesse nimmt. Wir verändern ja aber, wie bereits an einer andern Stelle ausgeführt worden ist, die Dinge indem wir über sie denken, indem wir sie anders als bisher auffassen. Und wir sind hierbei mit unserm persönlichen Interesse betheiligt, sofern wir nicht leben können, ohne uns mit dem Guten und Schönen in ihnen zu identificiren. — Daß wir uns dessen so selten bewußt sind, liegt daran, daß man uns von Jugend auf mit Denkarbeiten beschäftigte, deren Zusammenhang mit allem, was uns zunächst im Leben interessirt, wir nicht gehörig übersehen; und so

vom Leben losgelöste Denk- und Arbeits-Gebiete für uns schuf. Aber in dem Maaße, als wir Alles mit Allem in Zusammenhang setzen, unser Gefühl überallhin mitnehmen, wird es der Fall sein. Es fällt mit dieser Forderung zusammen, ist also gerade dasjenige, was zur Erlangung sicherer Erkenntnisse anzustreben ist.

Im Beginn unserer Entwicklung aber wird der Umkreis dessen, was wir unser Leben nennen, allerdings nur ein sehr beschränkter seiu. Und von diesem sollen wir den Ausgangspunkt unseres Denkens nehmen. Hier, wo wir uns dessen unmittelbar bewußt werden, wie verschieden wir eine Sache, wovon unsere Anschauung anscheinend stets dieselbe bleibt, zu verschiedenen Zeiten je nach unserm persönlichen Zustande behandeln, haben wir zunächst eine Wissenschaft dieser Verschiedenheiten anzustreben. Die Wissenschaft, zu der wir so gelangen, ist nicht bloß eine solche von uns selbst, sondern auch eine von den Dingen. Denn wir müssen ja erst diese studiren, wenn wir das Verhältniß, das wir zu ihnen einnehmen, prüfen sollen. Auch finden wir, den Gründen jener Verschiedenheiten nachspürend, daß in Wahrheit unsere Anschauung von der Sache, sofern wir sie verschieden behandelten, nicht die gleiche blieb, sondern daß wir heute etwas in ihr nicht wahrnehmen, das wir gestern wahrnahmen. Und, da uns diese Wissenschaft aus der Analyse einer Stellung floß, die wir nicht zu diesem und jenem sondern zu allem und jedem überhaupt einnehmen oder einnehmen können, so muß sie auch allem und jedem zu Gute kommen. — Aber wir dürfen doch erst, wenn wir auf diesem begünstigten Terrain bereits eine gute Strecke zurückgelegt, von den Trugschlüssen, zu denen uns die Eigenthümlichkeiten unserer Natur verleiten, mancherlei Erfahrungen gemacht, dasjenige was in

den Dingen bald sichtbar bald unsichtbar ist, näher kennen und berücksichtigen gelernt haben, — zu dem Studium der großen Denkgebiete fortschreiten wollen.

Es ist wohl zu beachten, welche Unterstützung wir hier wieder dem Umstande verdanken, daß die Ausbildung des Denkens nicht unsere einzige Lebensaufgabe ist.

Es giebt einen Einheitstrieb in uns von ganz allgemeiner Art. Nicht um der Erkenntniß allein, sondern um eines menschenwürdigen Daseins willen überhaupt haben wir das Streben, ein dauerndes und stetiges Wesen zu sein, heute so wie gestern, hier so wie dort zu handeln, zu denken, zu empfinden; und dies zwar so, daß wir das Niedere, das weniger Befriedigende zu dem Höheren und Schöneren zu erheben, und das Ganze immer schöner und schöner zu gestalten bemüht sind. Aus diesem weit allgemeineren Grunde werden wir, lange ehe unsere intellectuellen Interessen uns dazu führen, bereits einen Anfang gemacht haben, mit den verschiedenerlei falschen oder beschränkten Empfindungen, deren Consequenzen uns auf scheinbar fernst gelegenen Gebieten des Denkens unbewußt und unwillkürlich beeinflussen und zu Irrthümern verleiten, zur rechten Zeit und am rechten Orte abzurechnen.

Dieser Einheitsdrang führt uns ganz natürlich dahin, über uns selbst nachzudenken. Denn, wenn wir nicht wollten aufmerksam sein auf unser Thun und Urtheilen auf den verschiedensten Gebieten, es im Gedächtniß behalten und nach den Gründen desselben forschen, so würden wir nicht ersehen können, ob das an verschiedenen Punkten von uns Gesagte oder Gethane mit einander übereinstimmt.

Man muß aber geradezu behaupten, daß derjenige, bei welchem wegen des ihm mangelnden Interesses für unsere übrigen

Lebensaufgaben dieser Einheitstrieb nicht die rechte Stärke erlangen, wessen Sinn und Streben also nicht auf die möglichste Vollkommenheit seines Lebens überhaupt, sondern isolirt bloß auf die möglichste Ausbildung seiner Einsicht gerichtet sein würde, auch auf diesem letzeren Gebiete sein Ziel zu erreichen nicht im Stande ist.

Denn, indem wir die Dinge erkennen, verändern wir nicht nur sie sondern auch uns selbst. So wahr wir bewußte Wesen sind, haben wir ein bestimmtes Bewußtsein von ihnen, auch schon ehe wir sie erkannt. Und auf der eigenthümlichen Beschaffenheit dieses Bewußtseins beruht unser jeweiliger persönlicher Zustand. Der Reiz, den sie bisher auf uns ausübten, das Wohlgefallen, das sie uns erregten, beruht auf den Ansichten, welche wir unbewußt von ihnen hatten, und denen gemäß sie uns berührten. Das Interesse der Wahrheit erfordert nun, daß wir an die Stelle dieser unwillkürlichen Ansichten, die wir zerstören, klare und unter sich übereinstimmende und daher zum großen Theil abweichende setzen.

Es leuchtet ein, daß wir auf solche Weise Vieles zerstören, was uns lieb und werth war, daß wir daher einer starken Unterstützung von Seiten des Willens bedürfen, wenn wir des kaum begonnenen Geschäfts nicht alsbald wieder überdrüssig werden sollen, und daß es an diesem Willen gewiß fehlen würde, wenn bloß der Vortheil einer einzelnen Function, d. i. die Ausbildung unserer Intelligenz eine solche Thätigkeit von uns verlangte, das Interesse unserer Neigungen aber etwa die Conservirung des bestehenden Zustandes erheischen möchte.

Und zu demselben Resultate führt Alles, was wir sonst im Lauf dieser Untersuchung in Betreff der besonderen Voraussetzungen eines erfolgreichen Denkens festgestellt haben.

Wir sind also in den ersten Anfängen unseres Strebens nach einem wahrhaft zuverlässigen Wissen schlechthin und allein auf das Licht der einzelnen erhabenen Gefühle angewiesen, in denen, immer mehr oder minder zufällig, örtlich oder zeitlich, die lebendige Macht der Wahrheit uns ergreift. Diese Gefühle sind selten und flüchtig. Allein, so gut uns solche Empfindungen Alles in ihrem Geiste zu sehen zwingen, eröffnen uns wahre und schöne Einsichten auch auf solchen Gebieten, auf denen sie nicht gerade entstanden sind. Nur mit ihrer Hülfe wird uns, wie an seiner Stelle gezeigt ist, alles zur Sache Gehörige sichtbar.

Daß wir sie dort, wo sie für uns zu haben sind, auch wirklich nützen, uns ihnen hingeben, uns in sie versenken, ist daher ein nothwendiges Erforderniß des Denkens. Entsprächen wir demselben nicht, so würden wir bereits im Beginn unseres Unternehmens, wo erst die Grundlagen unserer ganzen späteren Welt- und Lebensanschauung gelegt werden sollen, den Gefahren der willkürlichen Reflexion verfallen. Immer aufs Neue haben wir uns mit dem Wahren zu erfüllen, das Große und Schöne da aufzusuchen, wo es leibhaftig vorhanden ist, in Leben, Kunst und Geschichte, zur Kräftigung unseres Vermögens uns von ihm durchdringen zu lassen, und in also erhöhter Stimmung immer aufs Neue all unser Thun und Treiben zu beleuchten, wenn wir in der Selbsterkenntniß Fortschritte machen wollen. — Und wie sollten wir hier wohl des bloßen Denkens wegen, also aus bloßen Zweckmäßigkeitsgründen, den Anforderungen genügen, wenn uns nicht die Bedeutung der Sache an sich selbst, wenn uns nicht das Bedürfniß des Lebens dazu in Bewegung setzte!?

Wir gelangen an der Hand dieser Erwägungen zu dem

Ergebnisse, daß es uns im Interesse des Denkens selbst nicht mehr auf die Ausbildung des Denkens als auf den ganzen Menschen ankommen darf. Nur vermöge dessen, was wir wollen und was wir sind, vermögen wir zu leisten, was zur Herstellung einer zuverlässigen Wissenschaft erforderlich ist. In dem Streben, einen einheitlichen Inhalt in unser Leben zu bringen, dagegen leisten wir es ganz natürlich und wie von selbst. So weit wir bei allem unserm Denken nur der hierin enthaltenen inneren Nöthigung folgen, verfahren wir, — und es wird sich uns dies in der Folge noch des Weitern bestätigen, — überall unwillkürlich so, als nach dem, was wir über das Verhältniß von Gefühl und Verstand erkannt haben, würde verfahren werden müssen. Die in letzterer Beziehung zu gebenden Vorschriften laufen also auch auf dasselbe hinaus, was hier von dem rechten Beweggrund alles Denkens gesagt ist. Die Vortheile des rechten Empfindens beim Denken überall wahrnehmen heißt im Grunde nichts anderes, als daß alles Denken unserm Leben dienen, mithin sich mit und an unserm Leben entwickeln, dieses Leben aber auf die Stufe der möglichsten Vollkommenheit erhoben, und nirgendwo eine bestimmte besondere Aufgabe des Denkens in Angriff genommen werden solle, so lange es im Gesammtzusammenhange des Lebens noch näher liegende und wichtigere giebt.

Daß der Werth dieser Beziehung, die Bedeutung überhaupt des Moralischen, wenn man so will, auch für die Ausbildung unserer Intelligenz, noch nicht genug gekannt und gewürdigt wird, liegt nicht zum mindesten daran, daß man umgekehrt auch im Moralischen nicht jenes umfassende Denken für nöthig hält, das die Natur der Sache erfordert. Selbsterkenntniß verlangt man freilich von uns aller Orten. Aber was unter

dieser Selbsterkenntniß verstanden wird, läuft häufig auf die bloße Notiznahme von den vielfachen Dissonanzen hinaus, in denen sich bald hier bald dort die Resultate unseres Lebens mit dem Inhalt des Moralcodex befinden. Alsdann soll es Sache des Willens sein, diesen unbesehen für wahr angenommenen Vorschriften unser Thun und Treiben gleichzusetzen.

Indessen mit der Kraft des Willens allein vermögen wir ein Wesen, dessen intellectuelle Bedingungen in uns noch nicht geschaffen sind, immer nur äußerlich anzunehmen. Was wir bis dahin waren, beruhte ja auf unbewußten, über die verschiedensten Gebiete verzweigten, indessen innerlich unter sich verbundenen Ansichten von den Dingen und deren Verhältnisse zu uns. Ehe wir an die Stelle dieser überall bestimmte neue zu setzen vermögen, müssen daher sicherlich sehr viel Mittelglieder geschaffen werden. Wir müssen das in der an uns gestellten Anforderung mittelbar gelegene Neue und das Alte studiren, und beides mit einander in Beziehung setzen; und werden auch alsdann, da alle Entwicklung eine schrittweise ist, je nach der Beschaffenheit unseres bisherigen Zustandes den nächsten Fortschritt oft auf einem ganz andern Punkte zu machen haben, als auf dem ihn zur Zeit gerade die Moralisten von uns verlangen. Diese gestehen den Widersinn ihrer Anforderungen auch selbst zu, indem sie erklären, daß der Wille das Nöthige zu leisten häufig zu schwach sei. Die Kraft des Willens ist indessen, sobald erst alles, was irgendwie Träger des falschen Zustandes in uns war, in intellectueller Beziehung berichtigt ist, von selbst gegeben. Das Entscheidende aber bleibt immer, daß kein Fortschritt von irgend erheblicher Art ohne Denken ins Werk gesetzt werden kann, und daß die Aufgabe des Willens bei dem ganzen Geschäft hauptsächlich darin besteht, eine praktische Stellung

unserer Natur zur Sache zu schaffen, welche ermöglicht, daß jenes Denken den erhofften Erfolg hat.

Dies, wie gesagt, wird nun nicht genug anerkannt. Man ist sich dessen nicht bewußt, daß im Moralischen eine Wissenschaft zu schaffen ist, eine Wissenschaft nicht nur von uns und unsern Zuständen sondern damit zugleich auch von den objectiven Gründen der letzteren d. i. von den Dingen, und weiß daher noch viel weniger, daß nur auf diesem Wege überhaupt eine wahre Wissenschaft geschaffen werden kann, und daß die so geschaffene Wissenschaft alle Wissenschaft umfaßt.

Es ist nun gewiß eine sehr schwierige Aufgabe, jene objectiven Gründe unserer Zustände in immer wiederholter Arbeit zu ermitteln. Um so schwieriger, als falschen Zuständen in uns immer eine falsche allgemeine Ansicht zu Grunde liegt. Häufig wird uns indessen die bleibende Anschauung des eigenen Ich in einem Andern das Geschäft erleichtern.

Sofern also ein uns Befremdendes, nach der ganzen dermaligen Lage unserer Einsicht uns Unverständliches, indessen nach der gemüthlichen Befriedigung, womit es Andere erfüllt, anscheinend Wahres von diesen behauptet wird, werden wir uns in das Gefühl der Andern zu versetzen bestrebt sein. Erreichen wir die gehoffte Einsicht auch nicht sogleich, so wird sich doch gewiß eines oder das andere, das auf dem Wege liegt, in unsern Ansichten berichtigen. Beleuchten wir dann in erhöhter Stimmung wiederholt den Punkt, über welchen wir die erforderliche Aufklärung wünschen, vergleichen wir, indem wir im Geiste der Andern zu denken bemüht sind, alles dasjenige, was diese thun und treiben, leben und empfinden, alles das, in dem sie etwa noch außer demjenigen, auf welches es jetzt eben ankommt, mit uns differiren, — und, hauptsächlich, zwingen

wir uns, auch unsere bisherige Weise des Seins und Denkens mit Energie durch alle Consequenzen zu treiben, so, wie wir nun einmal sind, jedenfalls ganz zu sein: so kann es nicht fehlen, daß wir zum Ziele gelangen. Und mit jedem einzelnen Fortschritt, den wir auf diese Weise machen, wird sich immer eine recht allgemeine Bereicherung unseres Wissens verbinden. Denn immer werden wir, ehe auf jenem einzelnen Punkte eine Berichtigung unseres Empfindens erfolgen konnte, viele Wandlungen zu durchlaufen, und auf den verschiedensten Gebieten scheinbar ganz abgelegene Vorstellungen zu ändern haben.

Da auf solche Weise der Grund für eine sichere und zuverlässige Wissenschaft überhaupt erst gelegt werden soll, so dürfen wir nur nicht so inconsequent sein, abwechselnd auch wieder Resultate bloßer Reflexionswissenschaft als gewiß einzuregistriren. Alles, was wir bisher schon zu wissen glaubten, muß vielmehr so lange wieder als zweifelhaft gelten, als es nicht auf dem jetzt betretenen Wege seine Bestätigung erhalten hat. Und vor Allem dürfen wir uns nicht fürchten vor legitimationslosen Autoritäten. Die erste Frucht der gewonnenen Grund-Erkenntniß, daß mit der Natur zu compromittiren, die Stimme derselben unter allen Umständen zu berücksichtigen ist, muß daher der Muth sein, für das einzustehen, was uns aus einer Empfindung zu folgen scheint. Wir dürfen uns ein solches Resultat nicht wegdisputiren lassen aus dem Grunde, weil es noch unklar ist, dürfen uns seiner nicht schämen, nicht Scheu tragen, es offen zu bekennen, gegenüber der Thatsache, daß es vielleicht vorläufig Allem, was für wahr allgemein angenommen wird, widerspricht. Nur, wenn wir vollen Ernst damit machen, kann es ja auch in seiner Wirkung auf alle Punkte des Lebens erkennbar werden, und somit eventuell seine

Berichtigung ohne Störung der Einheit unseres Wesens erfolgen.

Die landläufigen Maximen, welche man uns bei unserm Eintritte in das bewußte Leben als geistiges Gemeingut Aller bezeichnet, die Grundsätze der Moral, die vulgären Urtheile über Menschen und Verhältnisse, sind überdies zum größten Theil halbwahr und bedürfen der Erläuterung, wenn sie nicht Mißverständnisse veranlassen sollen. Nur, indem wir unsere eigenen, auf innerem Wege gefundenen, gewiß auch noch unvollkommenen Ansichten vor der Hand als maßgebend proclamiren, indessen überall Verstand und Gefühl auszugleichen bestrebt sind, schreiten wir auf allen Punkten in unserm Denken und Empfinden fort, und gelangen ganz allmälig und vielleicht gelegentlich dahin, entscheiden zu können, ob und in welchem Sinne, innerhalb welcher ganz bestimmter Schranken eine solche Maxime wahr ist.

Je mehr unvollkommene Zustände wir nun in uns entfernen, je allgemeiner die Berichtigung alles des Denkens in uns betrieben wird, welches auf unwillkürlichen Vorstellungen und Beziehungen beruht: je mehr Verhältnisse wird es allmälig für uns geben, über die wir stets gleich denken, die wir unwillkürlich und wie von selbst nicht mehr so elementar wie früher, sondern sofort in einem höheren und wahreren Zusammenhange sehen; für die wir also auch so empfinden, — von denen wir constant so berührt werden. Und die Folge hiervon wird sein, daß wir für den Fortschritt unserer Einsicht nicht mehr auf das dürftige Licht zufälliger erhöhter Gefühlsmomente beschränkt sind, sondern ein jedes unserer Verhältnisse, indem es uns nun eben richtig ansieht, uns überall und jederzeit auf dieses Gefühl zurückführt; und in dem Maaße, als sich die Zahl der Dinge vergrößert, für die es uns bereits zur andern Natur

geworden ist, richtig zu empfinden, werden wir auch zu sichern Erkenntnissen weit über die bewußten Consequenzen der bereits gewonnenen Sätze hinaus befähigt sein.

Doch ist erforderlich, wenn dies Resultat erreicht werden soll, daß wir es direct anstreben, d. i. also mit dem Willen nachhelfen. Nicht nur, daß wir uns bemühen, überall da, wo wir uns zeitlich oder örtlich eines bevorzugten Seins bewußt sind, so zu denken wie wir sind; wir sollen auch umgekehrt so *sein*, wie wir denken.

Wie wir unser unwillkürliches Denken überall zum bewußten zu erheben suchen, so sollen wir auch umgekehrt streben, unser bewußtes Denken zum unwillkürlichen zu machen. Wir gelangen dazu von selbst, aus dem allgemeinen Einheitsdrange unserer Natur heraus, vermöge dessen es uns nicht gleichgültig sein kann, ob wir in dem Sinne, als wir bald hier bald dort bereitwillig einen Satz oder eine Thatsache gelten lassen, auch anderwärts empfinden und handeln oder nicht. Auch würden wir in dem Maaße, als wir alles unwillkürliche falsche Denken zerstört hätten, von selbst überall unwillkürlich richtig denken. Allein der Prozeß der Ausgleichung zwischen bewußtem und unwillkürlichem Denken ist so unendlich, als es die Aufgaben des Denkens überhaupt sind. Wir kommen daher nicht zum Ziele, wenn wir nicht zugleich auch von der entgegengesetzten Seite her nachhelfen. Unsere Natur folgt zunächst ihrer Gewohnheit. Sie verhält sich gewohnheitsmäßig schwankend, und läßt sich von einem Gegenstande, je nachdem ihr derselbe sich heute von einer freundlichen, morgen von einer feindlichen Seite zeigt, selbst dann noch verschieden afficiren, wenn unsere Wissenschaft der Einseitigkeit dieser Gesichtspunkte sich bereits bewußt geworden und mit Hülfe eines versöhnenden Grundprincips zu

einer einheitlichen Gesammtanschauung von dem Gegenstande gelangt, — wenn uns im Verlaufe unsers Nachdenkens über den Gegenstand eine allgemeine Vorstellung von der Position, die wir ihm gegenüber einnehmen, der Empfindung, die wir ein für alle Mal für ihn haben sollten, bereits aufgegangen ist. Hier also müssen wir unsere Natur anhalten, gewöhnen, so zu sein, wie wir denken. Wir dürfen es uns nicht verzeihen, wenn Menschen oder Dinge auf unsere Natur noch eine Anziehungskraft, oder je nach dem auch eine feindselige Wirkung ausüben, die sie nach dem Urtheil, das wir uns in wiederholter gründlicher Prüfung über sie gebildet haben, nicht mehr üben dürften. Jede Schwäche würde hier so viel als den Verzicht auf die weitere Fortbildung unserer bezüglichen Ueberzeugungen überhaupt bedeuten, weil ein jedes Zurückfallen unserer Natur in bereits überwundene Empfindungen unsern Geist uns selbst unbewußt immer auf's Neue mit falschen unwillkürlichen Vorstellungen erfüllen würde, welche, da sie uns nicht bewußt, auch nicht controllirbar sind, und von unberechenbar störendem Einfluß auf alles und jedes sein können.

Nicht nur das Häßliche häßlich und das Schöne schön zu empfinden, haben wir unsere Natur zu gewöhnen, und das etwa eine volle Wirkung verhindernde Irrationale zu entfernen: sondern auch das Schönere von dem Schönen zu trennen, jede Abstufung in unserm Empfinden scharf auszuprägen, müssen wir energisch bedacht sein; für jeden Gegenstand haben wir eine besondere Art von Empfinden auszubilden, vermöge deren in unserm Benehmen ihm gegenüber, inwieweit wir ihn für schön und doch im Vergleich mit anderen auch wieder für nicht schön, für werthvoll und doch wieder im Vergleich mit anderen für nicht werthvoll halten, zum bestimmten Ausdruck kommt. Je

bestimmter die Stellungen sind, die wir auf solche Weise ein für alle Mal und wie von selbst den Dingen gegenüber einnehmen, um so bestimmter wird auch der allgemeine Geist des Wahren sein, der uns aus dieser Welt unseres Lebens anweht und zu weiterem Fortschreiten befähigt.

Aber wir müssen vor Allem überhaupt etwas sein, und nicht etwa das Entgegengesetzte zugleich sein wollen. Wer der Freund des Einen ist, kann eben darum der des Andern nicht sein. Wer also, wie so manche vermittelnde Natur in heutigen Tagen, sich scheut vor der Schärfe der Dinge, des höheren Rechts des Einen sich wohl bewußt ist, jedoch des lieben Friedens wegen mit dem Andern nicht brechen will; wer, obwohl er das Schönere als solches empfindet, zu anderer Zeit doch wieder verhältnißmäßig Niederem, mit jenem Unvermitteltem mit gleichem Behagen sich hingiebt, dieses also Einfluß über sich gewinnen läßt: der hat sich vor Allem hierüber mit sich auseinanderzusetzen, ehe er versuchen darf, eine reale Idee aus seinem Leben zu machen.

Was auf dem hier empfohlenen Wege erreicht wird, so weit es überhaupt mit bewußtem Streben erreicht werden kann, ist eben das, wovon oben bei den Beispielen hervorragenden praktischen Erkenntnißvermögens die Rede gewesen: daß unsere in Zusammenhang unter einander gebrachten Erkenntnisse uns nicht bloße Zusammenhänge bleiben, sondern daß sie uns als Dinge, als Verhältnisse, als einfache Ganze berühren; oder, sofern oben alle Erkenntniß als bedingt durch die eigenthümliche Beschaffenheit des Denkenden dargestellt wurde: daß mit der kunstmäßigen Umbildung unserer Natur sich auch eine Umbildung unseres ganzen unwillkürlichen Denkens vollzogen hat. Denn nur davon, in wie vielen und wie wesentlichen Punkten wir

fortan unwillkürlich anders sind und anders empfinden als bisher, wird es abhängen, ob man nur einzelnes Bestimmte, oder ob man den ganzen Menschen durch die stattgehabte Entwickelung für verändert erachten wird. Und in dem Maße, als der Mensch selbst dadurch verändert worden ist, wird der Gewinn, den er dabei davongetragen hat, auch in dem veränderten Geiste überhaupt, in der vermehrten Kraft, welche dieser Mensch nunmehr zu jedem Denkgeschäfte mitbringen wird, bestehen.

Freilich geschieht alles Erkennen schrittweise, nach Maßgabe der bereits gemachten Vorarbeiten. Auf Gebieten also, welche mit allem, worin wir uns sonst bewegen, gar keinen Zusammenhang zu haben scheinen, von welchen wir noch gar nicht absehen, daß und wie die Sätze unserer bisherigen bewußten Wissenschaft, welche wir überallhin zu übertragen gelegentlich bemüht sein müssen, auch dort Anwendung finden, — für welche wir, was in gewissem Grade dasselbe sagt, noch gar kein Gefühl haben, — wird auch ein im Allgemeinen bereits wesentlich verfeinerter Zustand unseres Selbst keine unmittelbaren Erfolge erzielen.

Doch glaube man deshalb nicht einwenden zu dürfen, daß entweder unser Wissen so arm, als unser Leben naturgemäß sei, werde bleiben, oder, um zur Herrschaft über die großen Denkgebiete zu gelangen, wir dennoch zu isolirten Reflexionsstudien uns würden entschließen müssen. Denn von demselben Punkte aus, der uns nach Einheit in unserm Leben zu streben bewog, werden wir ja auch, einen unendlichen Inhalt in dasselbe zu bringen, getrieben. Wir erwerben aus diesem praktischen Grunde allmälig Sinn und Empfindung auch für solche Dinge, für welche wir bisher dergleichen nicht hatten. Man

spricht von ästhetischem Sinn, historischem Sinn; aber alle Arten und Weisen, auf irgend einem Punkte die Dinge reicher oder feiner zu behandeln, alle kleinen Liebenswürdigkeiten und Talente, durch welche sich einzelne Individualitäten vor andern auszeichnen, sind solche Sinne. Sie können in einem gewissen Grade erworben werden, sofern wir uns in den Gemüthszustand der durch sie ausgezeichneten Personen recht lebhaft hineinversetzen. Und sie werden gerade nur allein auf Grund eines intensiven Lebensdranges erworben, welcher aus allem, was er irgendwo eine Menschenbrust mit Befriedigung erfüllen sieht, Nahrung auch an seinem Theile zu ziehen sucht.

Wir erwerben in solchen sogenannten Sinnen Empfindungen, die, da sie Empfindungen für Zusammenhänge sind, — für geistige Dinge, wie man gewöhnlich sagt, obwohl Alles zugleich geistig und sinnlich ist, — da sie auf einer verfeinerten Stufe unserer Gefühlsentwicklung überhaupt erst entstanden sind, nicht bloß für Empfindungen sondern zugleich für Gesichtspunkte, d. i. für immer bereits in erheblichem Grade wahre Gesichtspunkte gelten dürfen.

Nichts Anderes thun wir, wenn wir unsere Natur anhalten, von früh auf auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, des kirchlichen, politischen oder literarischen, mitzuempfinden mit denen, die wir für die Besten unseres Volkes halten. Wir sollen hier Partei ergreifen, gleich ihnen überall ein lebhaftes Für und Wider einnehmen. Auch eine unrichtige Entscheidung würde hier besser als gar keine sein; weil erst, wenn überhaupt eine Empfindung vorhanden ist, zur Erklärung derselben, zu ihrer Auseinandersetzung mit unserm übrigen Ich, und daher auch je nach Umständen zu ihrer Fortbildung geschritten werden kann.

So weit es hienach immer noch Materien geben sollte, für welche wir kein Gefühl hätten, Disciplinen, welche, wie sie lediglich durch Zerlegung und mechanische Wiederzusammenfügung gegebener Ganzen entstanden zu sein, so auch eine rein verstandesmäßige Bearbeitung zu erfordern scheinen, da sind wir zum Studium dieser Gebiete innerlich noch nicht reif. Da mögen wir behufs Anbahnung künftiger Erfolge in denselben wohl mit dem Verstande vorarbeiten; aber aburtheilen in Betreff derselben, etwas über sie zu wissen glauben, dürfen wir nicht eher, ehe nicht im Fortgange unseres sich entwickelnden Lebens zu irgend einer Stunde oder Gelegenheit der Gegenstand für die Welt unseres Herzens lebendig geworden ist. So wahr nichts Aufgabe unseres Denkens sein kann, was nicht eine gemüthliche Befriedigung zu gewähren vermöchte, — denn aus welchem Grunde sollten wir uns sonst um dasselbe bemühen? — so wahr wird dieser Fall zu irgend einer Zeit eintreten.

Tritt er aber ein, tritt etwas in dem Gegenstande in ein persönliches Verhältniß zu uns, zieht uns an oder fordert unsere Feindschaft heraus, so wissen wir ja sofort etwas von ihm und zwar das Interessanteste und Hauptsächlichste, da wir alsdann das, was uns in dem Gegenstande anzieht, scheiden werden von dem, was gleichgültiges übrig bleibt, und das Erstere für das Wesentliche, dem sich alles Andere in ihm unterordnen müsse, erklären.

Und dieses unser Wissen ist ein allgemeingültiges, insofern wir, wie vorausgesetzt wird, unsere Natur bereits auf eine höhere Stufe der Entwickelung erhoben haben, insofern wir bereits ein gebildetes Gefühl besitzen, von dem wir vertrauen dürfen, daß es sich von etwas Falschem nicht mehr erwärmen lassen wird.

Darin besteht ja die eigenthümliche Bedeutung dessen, was das Gefühl der Reflexion hinzuthut, daß das Gesetz des Lebens und das der Wahrheit im Grunde auf eines herauskommen. So objectiv wir uns auch bemühen die Dinge festzustellen, so müssen dieselben, der praktischen Aufgaben, die uns gestellt sind, wegen, doch zugleich einer zweiten ihnen zunächst anscheinend fremden Norm entsprechen; sie dürfen uns nämlich nur so berühren, dürfen also nur so festgestellt werden und müssen also objectiv so sein, wie sie unserm Leben gemäß sind, weil ja sonst die Einheitlichkeit dieses Lebens aufgehoben werden würde. Diese Einheitlichkeit, auf welche im Interesse unserer sittlichen Aufgaben nicht verzichtet werden kann, stellen wir nun nicht bloß mit der Reflexion her, wir haben vielmehr zur Ausbildung derselben eine natürliche Anlage. Gleich dem physischen Organismus wohnt auch dem geistigen ein Instinct, eine Ahnung inne von dem ihm Gemäßen und von dem ihm Widerstrebenden in den Dingen. Hiervon muß vermöge der Wechselbeziehung zwischen Leben und Wahrheit sich auch für die Entwicklung unserer Einsichten Vortheil ziehen lassen. Denn, wenn nichts wahr sein kann, was nicht unserm Leben gemäß wäre, so muß auch umgekehrt das unserm Leben Gemäße wahr sein. Dieselben instinctiven Kräfte, — Naturkräfte, obwohl dieser Ausdruck einen Gegensatz zum Geistigen ausdrückt, welcher nicht vorhanden ist, — welche das zur Erhaltung und Förderung des Lebens Dienliche zusammenfinden, dagegen das Feindliche abstoßen, müssen also zugleich, um das Wahre und das Falsche objectiv festzustellen, verwerthet werden können.

Was hieran auffällig gefunden werden möchte, verschwindet gewiß, wenn man erwägt, daß unser Leben leer sein würde

ohne die Dinge; daß es erst Inhalt bekommt, sofern die Dinge, über die wir denken, die wir behandeln, für die wir empfinden, Inhalt hineinbringen; daß Alles, was wir thun, eben sowohl auch als eine Thätigkeit der Dinge, oder, wenn man lieber will, der Ideen, der realen Wesenheiten, welche die Gesammtheit des Stoffes ausmachen, angesehen werden kann; daß also alles dieses unser Thun ebenso wohl eine Form der Existenz der Dinge, die in ihm erst ihre ganze Bestimmung erfüllen, als unser selbst, eben so wohl ein Gesammtleben als unser Leben, eben so wohl etwas Objectives wie Subjectives ist.

Es mag gerne zugegeben werden, daß bei diesen subjectiven Feststellungen des Wahren viele Irrthümer unterlaufen. Denn die Voraussetzung des Erfolges ist ja immer, daß unser Leben bereits auf eine möglichst hohe Stufe der Cultur erhoben worden ist, daß es bereits mehr, als zunächst der Fall sein wird, seinem Begriffe entspricht. Und so weit wir auch in der Selbstbeobachtung fortgeschritten sind, so gut wir uns selbst zu kennen glauben, nie sind wir sicher, daß wir nicht, was der niederen Natur angehört, hin und wieder für eine Regung unserer bessern Seele nähmen. Wir dürfen uns daher der Erkenntniß, die wir einer neuen Empfindung entnahmen, nie recht sicher glauben, ehe wir es nicht zu einem Verständnisse der letzteren gebracht; ehe wir nicht auch in der bewußten Wissenschaft, die wir uns von uns selbst gebildet, Anhaltspunkte für die Gleichartigkeit derselben mit allem, was sonst von Berechtigtem in uns lebt, gewonnen.

Ferner können wir ja fehlgreifen, weil wir das im engern Sinne Thatsächliche an dem Gegenstande, d. i. das, was unabhängig von den Zuständen in uns selbst an ihm erkannt werden kann, noch zu wenig beherrschten; weil wir hier noch nicht

hinreichend alles nach Ursache und Wirkung geschieden und neu geordnet, alles in seinen wechselreichen Beziehungen zu einander untersucht hatten.

Ein solcher Irrthum wird uns nicht verborgen bleiben, sobald wir die neue Erkenntniß auf die klare Form des Begriffs zu bringen und in allen ihren Consequenzen durchzubilden versuchen. Alsdann haben wir einen verfehlten Versuch zu registriren und abzuwarten, daß uns der Gegenstand aufs Neue entzünde.

Einen andern Weg aber zu einer Erkenntniß von ihm zu gelangen, giebt es nicht. Ohne ein Gefühl von einem Gegenstande zu haben, sind wir gerade das Hauptsächlichste an ihm zu erkennen nicht im Stande, dasjenige, was ihn zum Ganzen macht. Nichts in ihm vermögen wir begriffsgemäß zu fassen. Denn so viel wir uns auch mühen, den Begriff eines Dinges aus dessen Gleichheiten und Unterschieden mit allem Uebrigen festzustellen, und zu diesem Zwecke alles im unendlichen Raume Auseinandergezogene zusammenzubringen, niemals erschöpfen wir die hier mögliche Vergleichung; und im besten Falle gelangen wir nicht über das Aeußere der Dinge hinaus, dem gegenüber ein unbekanntes Inneres stehen bleibt. In unserm Gefühl dagegen ist uns die Einheit der Welt, welche wir auf solche Weise überall vergeblich suchen, und aus der allein der Begriff jedes Einzelnen festgestellt werden kann, von vorne herein in der Anlage gegeben. Wir müssen hier die Dinge so sehen, wie sie sich zum Ganzen gruppiren, weil wir selbst ein Ganzes zu sein und resp. zu werden bestimmt sind, und dies nicht sein oder bleiben könnten, wenn uns die Dinge zwiespältig berührten. —

Das Mehr, das wir mit Hülfe des Gefühls an den Dingen wahrnehmen, ist das, was sie vom Allgemeinen an sich

haben. Die Wissenschaft, die so entsteht, enthält der Regel nach nichts, welches auf einen einzelnen Punkt beschränkt wäre. So gut wir also aus dem Bereiche dessen, was wir im engern Sinne unser Leben nennen, Principien auf die große Wissenschaften übertragen, muß es möglich sein, sobald in den letzteren irgendwo ein über die bewußten Consequenzen unseres bisherigen Wissens hinausgehender Fortschritt gemacht worden ist, diesen umgekehrt unserm engeren Leben zu Gute kommen zu lassen. Diese Rückanwendungen überall da, wo sie möglich sind, nun auch wirklich zu machen, sind wir schon durch die Resultate unserer bisherigen Untersuchungen gezwungen. Denn es kam ja danach nirgends so sehr auf die einzelnen Erweiterungen unserer Kenntnisse als vielmehr überall nur darauf an, daß wir auch überall so seien, als wir denken; daß wir überall die neue Erkenntniß durch alle Consequenzen trieben, alles Alte immer wiederholt auf dieselbe Stufe mit dem Neuen erhöben, damit auf keinem Punkte eine entgegengesetzte Natur zurückbliebe. Diese würde ja, als eine Quelle falscher unwillkürlicher Vorstellungen, auch die anderwärts schon eingenommene richtige Position mit der Gefahr, daß sie uns wieder verloren gehe, bedrohen. Oder wie sollte Jemand die Freiheit im Staate verstehen und lieben können, der sie in der Familie nicht liebte und verwirklichte? Wie sollten wir, im Studium der Kunst oder Geschichte fortschreitend, überall Ideales finden, wo Menschennatur ist, wenn wir in unserm engern Leben in dem Gegensatze zwischen fremden und befreundeten Menschen stecken geblieben wären?

Aber auch sonst ist es von der allerwesentlichsten Bedeutung, diejenigen Sätze, welche in den größeren Verhältnissen als grundlegend erfunden worden sind, auch in die kleinen hineinzutragen. Denn erst hier, wo sie alle dicht neben einander zu stehen kom-

men, kann endgültig entschieden werden, inwiefern sie sich im Ganzen des Lebens mit einander vertragen. Erst hier leben wir mit einem jeden neuen Satze; d. i. wir rufen, indem wir ihn in den stets regen Kampf um die Einheit und das Glück unseres Lebens hineinziehen, aus der Fülle alles dessen, was sonst als Träger dieses Glückes erscheint, die rechten Gegnerschaften und die rechten Unterstützungen für ihn herbei. Und indem so seine ganze Natur zu Tage kommt, wird er erst seine volle Sicherheit erlangen, indem er sich uns wiederholt und auf immer wieder neue Art bestätigt; oder aber er wird Modificationen erleiden, und damit zugleich auch unsere Auffassung des großen Denkgebietes, dem er entnommen war, eine oft weit greifende Veränderung erfahren.

Auf alle Fälle bilden wir einen solchen Satz weiter aus, wir entwickeln ihn fort, indem wir, auf diese Weise ihn in stets wechselnde Beziehung zu allem Uebrigen bringend, immer neue Erfahrungen über ihn machen. Aus dem, was wir hiebei lernen, werden sich uns also neue und immer wieder neue Sätze ergeben, die, ebenfalls allgemeiner Natur, ebenfalls die gelegentliche Anwendung auf die großen Denkgebiete gestatten.

Je mehr wir also in unser Leben hineintragen und in diesem alles principiell nehmen, je mehr werden wir eine Wissenschaft erzeugen, mit welcher sich allmälig alles des Wissens Werthe organisch vereinigen läßt.

Das Resultat, zu dem uns unsere Untersuchungen geführt haben, ist daher das, daß wir auf unserm Wege allmälig zu einer Beschäftigung mit Allem, zu einer Wissenschaft von Allem gelangen, und daß in der Beschaffenheit desselben durchaus nichts gelegen ist, welches zu einer Einschränkung unserer Studien nöthigte. Im Gegentheil, wir haben ausgehend von der Einheit des Lebens und dem schlechthinnigen

Zusammenhange aller Dinge ein so starkes Bedürfniß nach Universalität des Wissens, wie es, wo es sonst vorkommt, überall nur zufällig vorhanden sein kann. Denn Alles, was irgendwo in einer Wissenschaft gelehrt wird, muß uns interessant und des Studiums werth sein, weil ja Alles in seinen Consequenzen von Einfluß sein kann auf Alles und Jedes, und Alles, sei es zu neuer Bestätigung, sei es aber auch in gewissem Grade zur Widerlegung dessen führen kann, das wir anderswo für wahr annahmen, und das uns dort am Herzen liegt.

Das rechte Verhältniß unseres Gefühls zu unserer Theorie, unseres unwillkürlichen zu unserm reflectirenden Denken ist nun in dem Gesagten bereits berührt. Die Theorie, die wir gewonnen, hatten wir uns nicht erklügelt, sondern sie ist eine mit allen unsern Lebensbedingungen organisch verwachsene Wissenschaft, welche auf allen Punkten von unserm Gefühl bestätigt und getragen wird. In ihr ist ferner alles allgemein. Die Fülle parallel laufender, in der einen oder anderen Weise überall wiederkehrender Sätze, die ihr eigenthümlich ist, kann daher schon für eine kräftige Waffe zur Abwehr von Irrthümern gelten. Wir werden im Hinblick auf dieselbe einen wichtigen Satz nicht wohl passiren lassen, der nur auf Einem Gebiete und auf eine ganz isolirte Weise wahr sein soll. Was wahr sein soll, werden wir sagen, muß sich auf hunderterlei Arten beweisen lassen. Auf Grund eines ganzen Lebens muß es uns zur Gewißheit geworden sein. — Allein auch die Wahrheit unserer eigenen Sätze, d. i. aller auf die Form des Begriffs gebrachten fertigen Wissenschaft, wird uns immer nur eine begränzte sein. Denn wenn wir schon fanden, daß eben auf diesen Sätzen das eigenthümliche Leben und Empfinden, zu dem wir uns heraufbildeten, und dessen Gegensatz gegen elementarere Lebensformen,

beruht, daß sie den geistigen Inhalt desselben ausdrücken, so erschöpfen sie doch dieses Leben nicht, welches, indem es nie aufhört, ursprünglich schöpferisch thätig zu sein, vielmehr auf allen Punkten über sie hinaus zu greifen, fähig ist.

Jede Erkenntniß, die in einer Formel ausgedrückt wird, verliert ja auch dabei eben so gut von ihrem Inhalte, als sie gewinnt. Es ist der Form des Begriffs eigenthümlich, die Dinge einander zunächst entgegenzusetzen, und sie hernach auf einem Umwege erst wieder einigermaßen zu vereinigen. Wir verlieren also bereits an dem Inhalt unseres gegenwärtigen Bewußtseins, wenn wir dasselbe in bewußte Wissenschaft verwandeln, sofern wir lauter selbstständige Dinge erhalten, während diese Dinge doch alle innerlich zusammengehören, innerlich Eines sind.

Vermöge dieser Einheit existiren viel mehr Zusammenhänge zwischen den einzelnen Gebieten unseres Denkens, als wir in irgend einem Stadium der Ausbildung unserer Theorie uns haben zum Bewußtsein bringen können. Wir müssen uns daher den Einfluß wahren, den auch in Zukunft die wechselnden Schicksale unseres in unaufhörlichem Schwanken begriffenen Lebenszustandes, die zufälligen Verhältnisse, in denen wir uns bald hier bald dort bewegen, auf unsere Wissenschaft auch auf scheinbar damit gar nicht in Beziehung stehenden Punkten zu üben im Stande sind. Einseitige Eindrücke, die wir gerade mehrfach wiederkehrend empfangen, verschieben im Fortgange unseres Lebens wiederholt den Schwerpunkt unseres bisherigen Wesens und verdunkeln selbst das uns, was wir schon sicher zu wissen und zu besitzen glaubten. Aber eben so wohl können solche zufällige Umstände auch unsere Situation günstiger machen, als sie noch je gewesen, und neue Erleuchtung über das, was

wir bereits festgestellt, hinaus und dieses corrigirende herbeiführen. Einer solchen Sachlage gegenüber ist es unleugbar von höchster Wichtigkeit, daß wir unsere Wissenschaft, so viel sie uns auch werth ist, doch nie für etwas anderes als eine provisorische ansehen, — nie einen Lehrsatz für einen unabänderlich gewissen ausgeben.

Endlich kann sich auch sofort, sobald zur Erkenntniß eines neuen Gegenstandes geschritten werden soll, das Bedürfniß einer vorgängigen Veränderung in uns selbst herausstellen. Wir fühlen dann also, daß wir die rechte praktische Stellung zur Sache noch nicht einnehmen, daß wir zunächst an dem Gegenstande mit einer bestimmten Empfindung, sei es nun der Liebe oder des Hasses, uns noch mehr zu erfüllen haben. Wem es auf das Denken nie außer seinem Zusammenhange mit allem Uebrigen, d. i. wem es im Grunde nur auf das Leben selbst ankommt, der beachtet die in solchen Fällen aus der Sachlage sich ergebende innere Aufforderung. Wer dagegen in seiner Isolirung des Denkens nicht anders weiß, als daß die fertige Wissenschaft die untrüglichen Principien aller Dinge enthalte, dem mag es gern begegnen, daß er über eine Situation reflectirt, ehe dieselbe noch recht ihre Wirkung an ihm zu thun begonnen hat, — daß er immer über dieselbe hinaus ist, und störend eingreifend den bisherigen, gerade jetzt zu erweiternden Begriff seines Ich und seines Wissens und dasjenige, was er in Consequenz des letzteren von dem Gegenstande hält, für den Gegenstand selbst nimmt.

So wenig wir also strenge genommen nach Grundsätzen handeln sollen, sollen wir auch danach urtheilen. Nicht daß wir berechtigt oder gar gezwungen wären, ein Denkresultat deshalb für wahr anzunehmen, weil eine Anzahl früher schon fertig gestellter Sätze dazu zu nöthigen scheinen! Eine jede Entschei-

dung soll vielmehr eine neue ursprüngliche That aus der Einheit unseres geistigen Lebens heraus sein. Und dies so sehr, daß wir auch eine complicirte Frage z. B. des Staatslebens nicht mit Sicherheit gelöst zu haben glauben dürfen, wenn nicht, — was freilich nur möglich ist, sofern wir zu anderer Zeit schon wacker vorgearbeitet und einige Beherrschung des Stoffes gewonnen haben, — sich die Lösung uns sofort von selbst und unwillkürlich ergab.

Nur hierin besteht die mögliche Garantie dagegen, daß wir nicht vor einer Ueberfülle relativ berechtigter Erwägungen dasjenige, worauf es hauptsächlich ankommt, übersehen.

Alle Theorie, auch die selbst geschaffene, dient also lediglich dazu, vorzubereiten oder zu controlliren, — Empfindungen anzubahnen auf bisher noch unbebauten Gebieten oder solche zu erklären, — hauptsächlich aber, das bereits Gewonnene zu befestigen, und gewissermaßen den Dingen heute, jederzeit und unter allen Umständen sichtbare Merkzeichen anzuheften, an denen sich die Empfindung, aus der sie entstanden, immer aufs Neue orientire.

Die Wissenschaft, zu der wir auf unserm Wege gelangen, ist Philosophie. Oder welche Betrachtung der Dinge sonst sollte wohl philosophisch genannt werden, wenn diejenige nicht dafür gelten soll, in welcher die Einseitigkeit der Fachwissenschaften ergänzt, und nichts nur in dem Zusammenhange, wie es sich dort darstellt, sondern alles zugleich auch in dem höheren erkannt wird, wie es den Inhalt unseres geistigen Lebens überhaupt ausmacht? Was sich uns im Laufe unserer Untersuchung über die Bedeutung dieser Wissenschaft ergeben hat, entscheidet daher zugleich über Werth oder Unwerth der Abneinung, welcher so häufig die Philosophie begegnet. Und, wie

es unwiderleglich beweist, daß wir die Philosophie nicht missen können, so lehrt es zugleich, daß gerade das Gegentheil von dem wahr ist, was gewöhnlich zur Begründung jener Abneigung angeführt wird.

Wenn man sich also, wie oft geschieht, abweichenden Resultaten der Philosophie gegenüber auf das Gefühl beruft, so ergiebt sich vielmehr umgekehrt, daß wir dies Organ nicht bilden können, wenn wir nicht philosophiren, daß wir gerade durch unser Gefühl aller Orten in Irrthümer verwickelt werden, wenn wir nicht eine allgemeine und einheitliche Wissenschaft uns zu erwerben bemüht waren. Denn, um die falschen Gefühle zu entfernen, mußten wir ja überall über das Gebiet, um das es sich gerade handelte, hinaus gehen; um die Entstehungs-Ursachen derselben uns zu erklären, mußten wir Fälle, wo wir anderwärts ähnlich empfinden, heranziehen; und so waren wir genöthigt, über die verschiedenen, zunächst einander fremden, aber in dem Gefühl verbundenen Dinge und über den Zusammenhang, den sie für uns und unter sich haben, unter einem allgemeinen Gesichtspunkte zu denken. —

Wenn ferner die Gegner vorgeben, mit der Philosophie sich an eine fremde Macht zu verlieren, so sind wir im Gegentheil, gerade um bei uns selbst zu bleiben, zu philosophiren gezwungen. Denn gerade der Trieb der Uebereinstimmung mit uns selbst ist es, der uns dazu bringt, mit dem auf dem Einen Gebiete Gefundenen alles, was anderwärts wahr sein soll, zu vergleichen, und Alles unter sich in Zusammenhang zu setzen, weil es sich sonst ja ereignen könnte, daß wir dort von Ungefähr einmal ein dem hier Gefundenen Entgegengesetztes für wahr annähmen.

Weit entfernt, gemeinsame Sache mit dem elementaren Prak-

tiker zu machen, bei dessen Schmähungen gegen die Philosophie man versucht ist, zu glauben, daß alles Denken überhaupt solle für überflüssig ausgegeben werden, sahen wir uns also durch unser Bedürfniß, alles in Zusammenhang mit einander zu setzen, zu der umfassendsten systematischen Denkbarkeit veranlaßt.

Diese Arbeit scheut der elementare praktische Standpunkt, welcher bei der Zufälligkeit und örtlichen Beschränktheit der Grundlagen seiner Einsicht einem auf rechte Weise betriebenen Philosophiren gegenüber sich absolut unterlegen erweist. Das Merkwürdige aber ist, daß er sich der Regel nach selbst des relativen Rechtes seiner Stellung, dessen Bedeutung wir im Eingange unserer Betrachtungeu festgestellt haben, nicht bewußt ist, sondern die Philosophie mit ganz falsch gewählten Waffen angreift. Mit der Philosophie, sagt er, vermöge man nichts anzufangen. Keine philosophische Erkenntniß sei klar und deutlich, und ein Philosoph sage immer das Gegentheil dessen, was der andere behaupte. Abgesehen von der Unrichtigkeit dieses letzteren Vorwurfs, — es giebt schon eine beträchtliche Summe von Wahrheiten, über welche alle Philosophen dasselbe sagen; mehr in der Form als im Inhalt differiren sie, — welch ein merkwürdiges Argument ist dies! — Es wird gleich zugegeben, daß der praktische Standpunkt nicht etwa die Philosophie zu ersetzen vermöge. Man ist sich dessen vollkommen bewußt, daß man das seinerseits nicht zu leisten im Stande ist, was die Philosophie sich zu leisten vorsetzt, und stellt sich zugleich, als ob nun auf dasjenige verzichtet werden könne, ohne das es überhaupt keine geist- und lebensvolle Ansicht von irgend etwas giebt! — Es ist ganz natürlich, daß in einer so ungleich höheren Sphäre, als der Philosophie eigenthümlich ist, die Erfolge nicht so zahlreich und zugleich mit der Sicherheit und Deutlich-

keit eingebracht werden können wie etwa dort, wo die gemeine Praxis die Brauchbarkeit der Dinge zu irgend einem untergeordneten Geschäft ausmißt oder ausrechnet. Es handelt sich indessen bei der Philosophie nicht um einen bloßen Luxus sondern um ein unentbehrliches Geschäft, bei welchem das Erreichbare dankbarst zu acceptiren ist. Unentbehrlich für unsere gesammte Lebensthätigkeit. Denn, wenn die Philosophie für unsere Uebereinstimmung mit uns selbst nothwendig ist, so hängen nicht nur unsere Erkenntniß der Wahrheit und unser Schönheitsgenuß, sondern auch unsere ganze Sittlichkeit von den Fortschritten, die wir in ihr machen, ab.

Aber freilich: Nur dem rechten Philosophiren gegenüber ist der praktische Standpunkt im Unrecht.

Unterscheiden wir zunächst zwischen eigenem Philosophiren und dem Studiren vorhandener philosophischer Arbeiten. Auf die rechte Weise philosophirt eben nur der, der so verfährt, wie im Vorstehenden angegeben worden. Wer auf anderm Wege zur Philosophie gelangt, der philosophirt nicht, sondern er reflectirt nur. Er klügelt und grübelt und schafft eine nur doctrionäre Wissenschaft. Denn das ist der Begriff dieser fehlerhaften Wissenschaft, daß sie das Product eines isolirten, sich seiner selbst, d. i. seiner Stellung im Ganzen der geistigen Kräfte, nicht bewußten Denkens ist.

Ein Doctrinair in diesem Sinne, so daß seine Doctrin die Spuren seines Verfahrens an sich tragen wird, ist nicht nur der, welcher in einer Materie arbeitet, für welche seine Natur nicht von ihm zuvor hinreichend vorgebildet worden, sondern überhaupt Jeder, der einer Sache sich annimmt, für die er kein Herz hat, und, — was die Fachgelehrten angeht, — ein Jeder, dem seine Wissenschaft höher als das Leben steht.

Der letztere Punkt ist sehr bemerkenswerth, weil die Liebe zur Wissenschaft recht häufig für den höchsten Idealismus gilt, während sich aus der Natur der Sache ergab, daß wir, strenge genommen, nicht so wohl hierauf als auf die Förderung des Lebens, — die Führung eines geistigen Lebens, — gerichtet sein sollen, um zur rechten Wissenschaft zu gelangen. —

Die Differenzen die hier, je nach dem Wege, den ein Jeder daherkam, bestehen, werden übrigens schon an unserm allgemeinen Thun sichtbar. Der bloß Wissenschaftliche so gut als der Mann des Lebens streben nach umfassendem Zusammenhang in ihren Ansichten. Aber dem Zusammenhange des Ersteren haftet doch immer etwas Mosaikartiges an. Da er die letzten Einheitsbegriffe nicht mitbringt, welche sich aus dem Leben und nur aus diesem ergeben, so haben seine Resultate, so complicirt sich auch der Aufbau von Untersätzen gestaltet haben mag, aus denen sie als oberster Satz resultirten, in Ansehung unserer höchsten und wichtigsten Zwecke doch immer nur die Bedeutung von Einzelheiten, von Kenntnissen, die zu Wahrheiten zu gruppiren ihm die Gesichtspunkte fehlen. Dem Manne des Lebens dagegen ist bei seinem Streben nach Zusammenhang die vollendetere Anschauung der Dinge, die dadurch erreicht wird, gar nicht einmal das Wesentlichste. Mehr noch kommt ihm auf die Pflege des Erkenntniß*organes* selbst an, mit dem es, wie er weiß, aus ähnlichen Gründen wie mit der Tugend, täglich wechselnd besser und schlechter bestellt ist. Auch den rechten Gesichtspunkten, die er bereits sein Eigen nennt, drohen, — wie er die Erfahrung machte, — bei dem schwankenden Zustande unseres Selbst beständige Gefahren von Seiten des ihnen noch nicht gemäß gemachten Einzelnen. Er wird jedes Neue also immer dahin übertragen, wo noch schwache Punkte sind,

wo gerade dasjenige zu beweisen noth thut, was anderwärts bewiesen ward. Seine Kraft zu erhalten resp. zu vermehren wird ihm die Hauptsache sein; während der bloß Wissenschaftliche immer unbekümmert geschäftig ist, sich in der Fülle des Stoffes auszubreiten.

Was nun nicht sowohl das eigene Philosophiren als das Studiren der bereits vorhandenen philosophischen Wissenschaft, das Anwenden der in den vorhandenen philosophischen Schriften niedergelegten Resultate auf das Leben betrifft, so erübrigt auch hierüber nichts weiter zu sagen, als was bereits hinsichtlich des Werthes und der richtigen Behandlung aller fertigen Theorie gesagt worden ist. Was von den selbst geschaffenen Sätzen gilt, gilt in noch viel höherem Grade gewiß von fremden. Nur aufmerksam machen dürfen dieselben, ganz und gar nicht unmittelbar leitend in unsere Angelegenheiten eingreifen. Statt allein auf das Gewicht der beigebrachten Gründe hin definitiv aufgenommen zu werden, sind sie vielmehr nur mit dem Gedächtniß aufzubewahren, damit man sie bei Zeit und rechter Gelegenheit zur Ergänzung bereits vorhandener eigener verwende. Bleiben wir auf solche Weise stets auch ihnen gegenüber in unserm eigenen Geiste, giebt es nach wie vor nur Eine Wissenschaft in uns, in welcher Alles mit Allem zusammenhängt und daher jederzeit dem corrigirenden Einflusse der gesunden Bedürfnisse unseres Lebens und Herzens unterliegt, — nehmen wir nicht mehr Fremdes auf, als wir in unsere eigene Sprache zu übersetzen vermögen: so ist nicht einzusehen, — wir seien nun Dichter oder Künstler oder des Geringeren etwas, — wie wir durch wissenschaftliche Studien sollten in unserm schöpferischen Vermögen geschädigt oder für unser Geschäft sollten verdorben werden können.

Es ist klar, daß hienach die Feindschaft gegen die Philosophie auf einem Mißverständnisse beruht. Dem unbedachten Umgehen mit der Philosophie, dem Mißbrauch, der in verkehrter Anwendung von Unberufenen mit ihr getrieben wird, gelten in Wahrheit alle Vorwürfe, mit denen in regelmäßiger Wiederkehr das jedesmal bedeutendste philosophische System der Zeit überschüttet zu werden pflegt. Nicht die fertige Wissenschaft der Philosophie soll das Leben regieren, sondern dieses regiert sich selbst, und die Philosophie ist nur mittelbar von Einfluß darauf. Statt daher die Philosophie überhaupt abschaffen zu wollen, die doch nicht entbehrt werden kann, statt an ihrer Stelle das „ausschließliche Studium des Einzelnen," das „Stehenbleiben bei der Erfahrung," oder wie die Stichworte sonst heißen, zu empfehlen, sollte man sich vielmehr bemühen, die Grenzen von Philosophie und Leben, von Theorie und Praxis, und ihre Wechselbeziehung klar zu stellen.

Alle philosophischen Systeme, welche eine weit reichende Wirkung ausgeübt haben, sind übrigens, wie es in der Natur der Sache liegt, in der That aus dem Ausgleich mit dem Leben entstanden. Sie beruhen, — das ist bei dem oberflächlichsten Studium erkennbar, — in großartigem Maaße auf inneren Erlebnissen. Es ist deshalb eine wunderliche Vorstellung, der man gleichwohl recht häufig begegnet, als habe man bei der Philosophie sich auf einen abstracten Formelkram und wer weiß welches Dürre und Ungenießbare, nur nicht auf Offenbarungen des Gemüths gefaßt zu machen.

Aber freilich: Man darf auch nicht zu viel von den großen Systemen erwarten. Denn Jeder versteht im besten Falle ein beschränktes Stück der Welt, und gerade über dieses wird er aus dem von einem Andern ersonnenen Systeme niemals klug.

Dazu ist es unglaublich, wie unbeschreiblich unvollkommen alle bereits vorhandene menschliche Weisheit, so viele und bewundernswerthe Fortschritte sie auch aufweist, dem Bedürfniß gegenüber ist; wie rathlos sie uns gerade bei den wichtigsten Fragen läßt; wieviel, trotz allem, das schon gedacht worden ist, noch zu denken bleibt. Das Bedürfniß des Lebens zieht den Gegenstand in immer und immer wieder neue Verbindungen, in denen er immer wieder neue Seiten zeigt, und immer wieder neue Principien der Beurtheilung erfordert, bei denen sich auch der Philosoph mehr oder minder seinem guten Glück überlassen muß. Dem gegenüber werden wir uns auch in dem Falle tröften, daß es uns nicht gelungen sein sollte, mit unserer Wissenschaft es selbst bis zu einem eigentlichen philosophischen Systeme zu bringen. Die Philosophie der Leute, die ein starkes und durchgebildetes Gefühl besitzen, ist in der Form oft sehr unvollkommen, aber sie haben Ideen, d. i. sie finden aus dem Gefühl heraus das zur Beurtheilung des Falles zusammen Gehörige zusammen. Und ist auf solche Weise, wie aus der Pistole geschossen, die rechte Lösung einer Frage überhaupt erst einmal zur Auswahl gestellt, beseitigt sie alle Räthsel und ebnet alle Schwierigkeiten, läßt sich ihr besseres Recht darthun gegenüber allem, was sonst etwa zur Sache behauptet wird, da dürfen wir, eingedenk der Erfahrungen, die wir tagtäglich über die Unzulänglichkeit und Unsicherheit auch der logisch strengst fundirten Wissenschaft machen, an ihr etwas Werthvolles immerhin auch dann zu besitzen glauben, wenn wir keinen vollständigen Beweis für sie zu führen, sie nicht absolut formencorrect aus dem Wesen der Sache zu deduciren vermögen.

Characteristisch für die rechte Art zu denken ist, wie wir im Eingange unserer Betrachtungen gesehen haben, daß wir das

immer schon in gewissem Grade wissen, wonach wir in den Dingen forschen. Mit den Abwegen, die zu vermeiden sind, hängt daher auch das mangelhafte Verständniß und die mangelhafte Würdigung dessen zusammen, was man die Ideale nennt. Man darf diese nicht etwa deshalb leugnen wollen, weil es zu Irrthümern führt, wenn man sie in bestimmten Sätzen formuliren will. Denn alle bestimmte Formulirung ist, wie wir sahen, einseitig. Das wahre Ideal ist aber nicht dieser oder jener bestimmte Satz, noch ein Complex von Sätzen, sondern der diesen Sätzen zu Grunde liegende, indessen auf allen Punkten über sie hinaus reichende, mit einer bestimmten Daseinsweise unseres Selbst verwachsene allgemeine Geist, von welchem wiederholt die Rede gewesen. Dieser Geist ist nicht bloß Kraft, er ist auch Inhalt. Er ist so gewiß Inhalt, als die Daseinsweise, der er entsprang, auf einer ganz bestimmten, wenn auch zum Theil uns unbewußten Auffassung der Dinge beruht. Mit diesem Inhalt muß alles Neue, das wir irgendwo erkennen, wenigstens insoweit übereinstimmen, daß die Grundzüge der darin enthaltenen Auffassung der Dinge nicht in Frage gestellt, die Fundamente der ihm entsprechenden Daseinsweise nicht zerstört werden. Und insofern wissen wir also bereits etwas von allem Neuen, das wir zu erkennen trachten.

Sind wir in der Vervollkommnung und Verfeinerung unseres persönlichen Zustandes so weit fortgeschritten, daß es sich für uns nicht sowohl mehr um ein Erhöhen und Erweitern als vielmehr in der Hauptsache, auch auf allen neu zu betretenden Gebieten, nur noch um ein Erhalten, ein Sichern des bereits Gewonnenen handelt, so drücken wir das, was nunmehr das Ziel unseres Bemühens ausmacht, daher auch nicht ohne eine gewisse Berechtigung so aus: daß wir hinfort nur unsere Ideale

weiter zu entwickeln, sie überall zur Geltung zu bringen, sie uns stets neu zu bestätigen, und sonst nichts, am wenigstens etwas Fremdes und absolut Neues zu erkennen bestrebt seien. Wir bleiben insofern in aller Zukunft, die wir in der Vergangenheit waren. Und selbst, daß wir den Idealen unserer Jugend treu bleiben, kann gewiß nicht selten mit Grund gesagt werden. Denn alle Veränderungen, die wir in der Ausbreitung unserer Studien erleiden, und selbst die Phasen der Reinigung und Abklärung, welche mit der fortschreitenden Cultur unseres Empfindens auch unsere Ideale durchmachen, pflegen unbedeutend zu sein im Verhältniß zu der ursprünglichen Differenz der Denkweisen, die wir in uns und Andern oder auch nur in uns selbst wahrnahmen.

Da alles Denken im Wesentlichen ein Kampf um die bessere und immer bessere Begründung einer geistigen und gemüthlichen Existenz ist, die nie aufgegeben werden darf, so wird es eine Summe allgemein anwendbarer Ueberzeugungen für uns geben, die ein für alle Mal feststehen, eine Summe von Wahrheiten, die nie für offene Fragen erklärt werden dürfen. Da wir ferner in dem Streben nach mit diesen unseren Idealen übereinstimmenden Resultaten in allem noch Unerkannten doch stets bereits etwas Bestimmtes *suchen*, das wir darin wiederzufinden trachten, so werden wir auf die Erkenntniß der Wahrheit nie ausgehen wie etwa auf die Entdeckung eines unbekannten Landes, über dessen Natur und Beschaffenheit wir noch gänzlich ununterrichtet sind. Und daß wir so gleichsam nie ohne Vorurtheil an alles Neue herangehen, ist für den Erfolg des Denkens wesentlich. Denn es ist, wie man sieht, eines und dasselbe mit demjenigen, worauf alle bisherigen Resultate unserer Untersuchung hinausliefen: daß wir nämlich ein praktisches Verhältniß zu dem

wahren Zusammenhange der Dinge einnehmen müssen, wenn uns alles zur Theorie dieses Zusammenhanges Erforderliche sichtbar werden soll. Eben aus diesem Grunde können wir der Ideale so wenig entrathen, daß wir aus dem lebendigen Glauben an sie vielmehr die unumgänglich nothwendige Erleuchtung zu schöpfen haben. Wem dies nicht klar ist, wer also in dem wohl oder übel-gemeinten Bestreben, sich über Phrasen und vage Allgemeinheiten zu erheben, von allem Unklaren und Unbestimmten sich zu emancipiren, überall nur nackte Realitäten berücksichtigen will, der wird, trotz alles Scheines von besonderer Gründlichkeit, der wohl solchem Thun anzuhaften pflegt, doch eben deshalb allen Irrthümern des Doctrinarismus und Dilettantismus ausgesetzt sein.

Ein Punkt, der ferner noch besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist die Subjectivität alles Erkennens im Gegensatze zu einer namentlich in der Geschichtsschreibung oft fälschlich gerühmten Objectivität. Wie sich aus allen von uns angestellten Betrachtungen ergiebt, hängt der Erfolg des Denkens überall eben so sehr davon ab, daß dasselbe unsere persönliche Angelegenheit sei, daß es sich nach unseren subjectiven Interessen regulire, wie davon, daß wir den Dingen, die da erkannt werden sollen, unparteiisch und objectiv gegenüberstehen. Nur müssen wir immer bestrebt gewesen sein, unser Gemüth von dem Zustand der Zufälligkeit und Vereinzelung möglichst auf den der Nothwendigkeit und Allgemeinheit zu erheben.

Derselbe Naturinstinct, der das dem Leben Freundliche sich unwillkürlich assimilirt und das Feindliche abwehrt, — so wurde an anderer Stelle von uns gesagt, — stellt, so weit unser Leben bereits seinem Begriffe entspricht, eben damit das Wahre und das Falsche fest. Wir fanden daher, daß es eine Haupt-

aufgabe des Denkens sei, ein jedes, dem wir irgendwo etwa noch interesselos, d. i. objectiv im falschen Sinne des Wortes, gegenüber stehen sollten, mit demjenigen zu verknüpfen, das uns von vorne herein lieb und unlieb war, und so allmälig Alles in den Bereich unseres Naturinstinctes, d. i. unseres Lebenstriebes, zu ziehen. Erst in dem Maaße als uns dies gelingt, als wir Alles mit Allem in Einem Leben zusammenzustehen nöthigen, — in einem Leben, welches auf die Dauer keine klaffende Dissonanz verträgt, sondern immer aufs Neue sich wieder in sich zusammenzuschließen strebt, — in dem Maaße als auf solche Weise Alles mit Allem um seine Selbsterhaltung zu ringen gezwungen ist, kommen, wie wir sahen, alle Gefahren, die dem Einen von dem Andern drohen, und alle Mittel der Vertheidigung, die sich bieten, zur Erscheinung, und nimmt schließlich ein jedes denjenigen Platz ein, der ihm gemäß seiner Bedeutung im Ganzen definitiv gebührt.

Dieser Lebenstrieb ist es aber ferner nun auch allein, der uns zur rechten Zeit und am rechten Orte in Thätigkeit setzt. Nur sofern der rechte Lebenstrieb in uns lebendig ist, sind wir sicher, daß wir nicht das Studium des Wichtigeren über dem minder Wichtigen versäumen, so wie daß wir die rechten Gelegenheiten überall gehörig benutzen.

Nehmen wir z. B. die sehr wichtige Frage, ob, wer Schönes und Großes hervorgebracht hat, — als Künstler, Staatsmann oder sonst, — dessenungeachtet ein kleiner oder unmoralischer Mensch sein könne. Dieselbe führt zu einer Fülle von psychologischen Untersuchungen, deren Resultate für Geschichte und Literatur, Politik, Ehe- und Criminal-Gesetzgebung, und wofür nicht noch sonst? von Bedeutung sein werden. Auf keinem dieser Punkte können die hier einschlagenden Erscheinungen

im Zusammenhang mit allem zur ihrer Aufklärung Erforderlichen studirt werden, da sie einer weit allgemeineren Wissenschaft angehören, von welcher hier überall nur eine Anwendung gemacht werden soll. Nun wäre sehr wohl denkbar, daß wir auch am rechten Orte die rechte Gelegenheit diese Untersuchungen anzustellen, nicht wahrgenommen hätten, weil uns die eben erst in jenen Anwendungen uns zum Bewußtsein gekommene Wichtigkeit derselben damals noch nicht bekannt gewesen wäre, — daß uns also überall gerade die in der Anwendung wichtigste Wissenschaft fehlte, — daß wir immer gerade mit dem, was uns oder unserer Zeit am meisten zu wissen noth thut, uns zu beschäftigen versäumt hätten. In eine solche Lage nun werden wir um so seltener kommen, je mehr wir von dem rechten Lebensinteresse erfüllt sind. Denn alsdann verspüren wir an der ungewöhnlichen Bewegung, welche eine Sache in unserm Innern hervorruft, die Wichtigkeit, die ihr beiwohnt, lange ehe etwa Andere auf Grund der Zahl und vermeintlichen Bedeutsamkeit der Anwendungen, die sich von ihr machen lassen, zu einem — überdies doch immer doctrinären — Urtheil darüber gelangen. — Kehren wir also zurück zu der von uns beispielsweise aufgeworfenen Frage nach dem Verhältniß der Werke eines Menschen zu ihm selbst, so brauchen wir den Glauben an das Gute und Große, um uns befriedigt zu wissen. Die widerspruchsvolle und doch anscheinend durch Thatsachen unterstützte Behauptung, daß das Gute zugleich schlecht, das Große zugleich klein sei, können wir bei lebhaftem Gefühl nicht hinnehmen, ohne uns um die Harmonie unseres Lebens gebracht zu sehen. Wir werden daher durch diese oder ähnliche Motive genöthigt worden sein, lange ehe wir von dieser oder jener davon zu machenden Anwendung wußten, nicht nur die betreffende allgemeine

Frage überhaupt zu stellen, sondern sie auch auf eine unbedingt zuverlässige Weise zum Austrag zu bringen; eben wie allein die Energie des Interesses, das wir aus diesem Grunde an ihr nehmen, uns in den Stand gesetzt haben wird, alles zu ihrer Aufklärung erforderliche Material zusammenzutragen und den hiezu günstigsten Moment in der Constellation der Verhältnisse zu benutzen.

Nicht zu allen Zeiten befinden wir uns ja gleichmäßig in der Lage, das Rechte zu erkennen. Die Dinge berühren uns die meiste Zeit nur so äußerlich, in dem kurzen Zusammenhange, wie wir sie zu unserm täglichen untergeordneten Geschäft verbrauchen. Wie sich diese, nichts bedeutenden und darum tödtenden, Einzelheiten lebensvoll fassen, vielleicht gar Differenzen, welche ein schweres Bleigewicht an den Flug unseres Lebens hängen, beseitigen d. i. versöhnen lassen, wird uns zuweilen nur in einem einzigen glücklichen Momente, in besonderer Stimmung, oder unter der Gunst außerordentlicher Umstände sichtbar. Lediglich das Liebesinteresse, das wir an der Sache nehmen, befähigt uns, das nie wieder zu vergessen, was wir in Folge eines solchen Momentes bereits einmal gewußt, — das, was uns damals aufgegangen über die Güte und Größe eines Volkes, über die Möglichkeit der Menschenliebe und dergleichen Grund Legendes mehr so festzuhalten, wie ein Vater in der Treue seines Herzens die seltenen liebenswürdigen Züge in dem räthselvollen Charakter seines von Fremden vielleicht schon aufgegebenen Kindes festhält und sich mit deren Hülfe allmälig zu einem erfreulichen Verständnisse desselben durcharbeitet.

Ohne solche Liebe mag es uns gar oft begegnen, daß wir ein trauriges Denkresultat da als unabänderliche Wahrheit verzeichnen, wo bei einiger Sorge um das Interesse des Lebens

sehr wohl auch eine andere Ansicht von der Sache möglich gewesen wäre.

Der wahre und der beglückende Begriff von Leben und Menschen müssen sich immer und überall mit einander aussöhnen lassen. Wir dürfen dies sagen, ohne einem matten Optimismus das Wort zu reden, da ja, wie wir sahen, der Lebenstrieb bei der Erkenntniß mitschöpferisch betheiligt ist, und dieser Lebenstrieb auf Glück hinausgeht. Allein, indem wir, unerfahren wie wir sind, die nächste Erscheinung der im Gegensatze zu einander befindlichen Dinge fortgesetzt für deren vollständige Natur nehmen, indem wir so fortgesetzt zu falschen Feststellungen gelangen, versperren wir uns den Weg zu unserm Glücke. Wir müssen deshalb unablässig Wache halten, müssen immer auf der Jagd nach jener Aussöhnung sein. Wir dürfen in einer Frage, in welcher wir vom Standpunkte der Wünsche unseres Herzens aus der reflectirenden Kritik des Verstandes erhebliche Zugeständnisse zu machen genöthigt waren, die Akten nie völlig schließen, müssen uns vielmehr die ursprüngliche Lage der Sache in solchen Fällen stets zugänglich erhalten. — Und wir dürfen vor Allem in gelehrtem Dünkel nicht glauben etwas Großes ausgerichtet, etwas Definitives geleistet zu haben, wenn wir im Fortgange unserer Studien zu einer Einsicht in die Unvollkommenheiten des einfachen Ganzen gelangt wären, wofür die Volksanschauung die Welt nimmt, — wenn wir vermöge dieser Einsicht sollten nachweisen können, daß alles, was man im Volke mit einem gewissen erhebenden Gefühl als gut und recht hinstellt, auch nachtheilig genannt werden kann, und umgekehrt das sogenannte Schlechte auch wohlthätig wirkt. Aller Nutzen einer Sache erscheint ja, je mehr Seiten wir an ihr kennen lernen, in um so höherem Grade als relativ. Die Aufgabe ist

in Wahrheit nie, schlechthin in solcher Weise zu unterscheiden, sondern das Mehr oder Minder richtig abzuwägen. Die Volksanschauung leistet dies nun aber sehr oft, ihr selber unbewußt, indem sie den noch unzersetzten Totaleindruck des Dinges aus dem Gefühl heraus für das Ding selbst nimmt. Der Wissenschaftliche dagegen wird nur durch die Energie, mit der er an der Forderung eines sein edleres Gefühl befriedigenden Resultates festhält, und durch die siegreiche Macht, die diesem seinem Willen einwohnt, davor bewahrt, daß er in dem Gewirr der relativen Wahrheiten sich nicht gänzlich verliere; und, bringt er es mit Hülfe dieser dem Gemüth entspringenden Kräfte schließlich wieder zu einer einfachen Anschauung der Sache, lernt er das Ding, das so viel verschiedene Seiten zeigte, schließlich so weit möglich von allen Seiten kennen, so wird diese seine Anschauung, obschon sie sehr viel mehr durchgebildet ist, sehr häufig der ursprünglichen des Volksbewußtseins correspondiren.

Die Volksmeinung kann uns daher als eine Stütze dienen, wenn es im Kampfe des Lebens eine schnelle Entscheidung zu treffen gilt, gerade wie in noch stärkerem Maße die übereinstimmende Ansicht nach der einen oder andern Richtung hin gleich gearteter Naturen, z. B. der Parteigenossen in der Politik. Ueberhaupt machen wir, wenn wir auf innerlichem Wege zur Wissenschaft gelangen, eine Fülle von Erfahrungen darüber, wie Dessen Denken, dem wir auf dem Einen Gebiete etwas glauben sollen, auf dem andern beschaffen sein muß. Von der Beschaffenheit desjenigen, was Jemand bei der Vertheidigung einer von ihm aufgestellten Behauptung nur so ganz nebenher vorbringt, wird es daher oft für uns abhängen, ob wir einen strengen Beweis für dieselbe verlangen, ob wir uns nur nach der etwanigen Möglichkeit eines Gegenbeweises umsehen, oder ob

wir gar die betreffende Behauptung ohne Weiteres für wahr gelten lassen. Finden wir bei der Prüfung einer Streitschrift, daß es nach den Entdeckungen die wir über die Geistesrichtung des Verfassers machen, demselben unmöglich ist, eine richtige Lösung der in Rede stehenden Frage zu erzielen, so werden wir uns einem Solchen gegenüber ablehnend verhalten, ohne uns noch weiter mit einer mühevollen Widerlegung der verschiedenen von ihm angestellten Deductionen zu befassen. Man sieht, daß demjenigen, der auf dem rechten Wege zur Wissenschaft gelangt ist, in der damit verbundenen Kenntniß des Menschen auch äußere Anhaltspunkte der mannigfachsten Art gegeben sind, welche eine etwa erforderliche schnelle Parteinahme im Streite der Meinungen erleichtern.

Die Aufgabe, die wir uns bei der vorliegenden Untersuchung gestellt hatten, ist erschöpft. Was sonst noch von verwandten Erscheinungen in den Kreis ihres Einflusses gehört, wird sich überall aus dem bereits Gesagten leicht erklären lassen. Nur darauf empfiehlt es sich zum Schluß noch einmal ausdrücklich hinzuweisen, daß wir der Natur der Sache nach an dem Inhalt aller großen allgemeinen Wahrheiten von Tag zu Tag verlieren. Denn, so nahe als wir den Dingen im Alltagsleben stehen, erscheinen sie alle in falschem Lichte. Die Gelegenheiten, welche einen höheren Ausblick gestatten, sind selten. Ist uns aber auch ein solcher auf diesem oder jenem Gebiete zu Theil geworden, und streben wir nun, unsere sämmtlichen Anschauungen demgemäß umzuarbeiten, so ermüden wir doch im Kampfe mit den Einzelheiten. Um nur zunächst einmal mit dem Gröbsten aufzuräumen, mußten wir vorläufig vieles Andere gelten lassen, das uns inzwischen mehr und mehr mit seinem falschen Geiste erfüllt; und wir finden so mit der Zeit manches gut oder doch

erträglich, welches in Wahrheit dem Ideale, das uns aufgegangen, widerspricht. Man kann auch sagen, wenn man hauptsächlich die Art und Weise, wie unser Verstand zu Werke geht, ins Auge faßt: Wir irren, weil wir fortgesetzt bemüht sind, mit unserer neuen richtigen Erkenntniß an falsche Sätze anzuknüpfen, welche vorläufig noch in unangezweifeltem Ansehen bei uns stehen, und von denen wir erst bei einer wiederholten Erhebung unseres Gemüthes einsehen würden, daß auch an ihre Stelle andere Sätze treten müssen, wenn mit einer ideegemäßen Auffassung der Sache wirklicher Ernst gemacht werden soll. Aus diesen Gründen kann es nicht oft genug wiederholt werden, daß man alles, dem man auf diesem oder jenem Gebiete die Anregungen zu einer großartigeren, schwungvolleren, bedeutende Gegensätze versöhnenden Gesammtanschauung zu danken gehabt hat, seien es nun Bücher, Menschen oder Situationen, immer von Zeit zu Zeit wieder aufsuchen, daß man hier immer aufs Neue sich mit dem inzwischen bereits in uns verblaßten Geiste des Wahren erfüllen, und nur, indem man sich so stets neue Stärkung gewinnt, immer wiederholt zur Arbeit des täglichen Lebens zurückkehren soll.

Und damit denn auch gleich noch eine verwandte Bemerkung gemacht werde: Man vermeide, aus irgend einem leichtfertigen Grunde, einer Art von ästhetischem Interesse für das Absonderliche, aus Oppositionssucht, oder auch aus bloßem Muthwillen sich falschen Vorstellungen vorübergehend hinzugeben, Dinge zu behaupten, von denen man weiß, daß sie nicht richtig sind, oder unächten Schönheiten eine gewisse Liebe zuzuwenden. Dergleichen Spiel der Erholung, das man sich gestatten zu dürfen glaubt, weil es eben nicht ernst gemeint ist, verstimmt und trübt doch den Geist, weil die Natur gelehrig ist, und man bald eben so

falsch unwillkürlich empfindet, als man absichtlich falsch gedacht oder empfunden hat. Was man, sei es auch nur mit halbem Ernste, zuletzt über eine Sache gedacht hat, taucht hernach auch zuerst aus der Erinnerung wieder auf, und deckt Schleier über manches, das wir vielleicht Ursache haben stets in richtigem Lichte zu sehen. Je höher die Sphäre des Wissens liegt, um die es sich etwa handelt, je feiner sie beschaffen ist, um so größer wird ja immer die Zahl derjenigen Wahrheiten sein, welche sich in Begriffen und Sätzen nur mangelhaft haben feststellen lassen, die also auch der Verstand nur unvollkommen vor Schaden in Acht zu nehmen vermag, deren gewisser Besitz für uns vielmehr vorzüglich auf einer immer gleich reinen und sichern Empfindung aller einschlagenden Verhältnisse beruht. Der oft wiederholte Satz, daß aus dem Streite die Wahrheit geboren werde, hat daher nur eine beschränkte Geltung; und der Verkehr mit Menschen von gleicher Denkweise ist uns im Allgemeinen in viel höherem Maaße zuträglich als der mit entgegengesetzt gesinnten.

Das Gemüth und die Menschen.

Es giebt eine Menschheit, d. i. nicht nur im physischen sondern auch im geistigen Sinne eine Einheit der einzelnen Menschen ihrer Natur nach, vermöge welcher dieselben zu einander sich wie die Glieder einer organischen Gemeinschaft verhalten, Jeder dem Andern angehört, und eines Jeden Leben durch die Existenz der Andern erst seinen vollen Inhalt erlangt. Die höchsten Freuden knüpfen sich daran, daß es uns gelinge, die Stellung, welche hiernach dem Einzelnen in dem Ganzen der Menschheit zukommt, von Grund aus zu verstehen und zu genießen.

Nicht gehörig verstanden aber kann diese Einheit der Menschen sich auch als eine Quelle von Leiden erweisen. Will sich also Jemand isoliren, weil er etwas Selbstständiges für sich allein zu sein glaubt, so mag er gerade durch dieses Verhältniß des Einen zum Andern, auf welches, ihm unbewußt, seine ganze Natur eingerichtet ist, in die peinlichsten Widersprüche mit sich selbst verwickelt werden. Und der hieraus hervorgehende Zustand des Schmerzes und der Verwirrung wird nothwendig um so mehr Leid uud Bitterkeit mit sich führen, je größere Empfänglichkeit für jene bestimmungsmäßige Einheit bei Diesem oder Jenem etwa vorhanden sein sollte; je mehr sich ein warmes und

zärtliches Gemüth vielleicht nur deshalb von den Menschen zurückgezogen hat, weil einseitige Erfahrungen und Beobachtungen es ihm unmöglich zu machen scheinen, denselben entgegen zu kommen. Weshalb es denn auch eine bekannte Thatsache ist, daß gerade Personen von intensivem Liebesbedürfniß sich in den leidenschaftlichsten Klagen über den Unwerth der Menschen ergehen!

Solche Klagen und Vorwürfe mögen für ein Gemüth, dessen Zuneigung nur einzelne bestimmte Individuen, und auch diese mit einer mehr bloß natürlichen Liebe umfaßt, etwas Befremdliches haben. Demjenigen aber, welcher, wo er liebt, aus einem allgemeinen Grunde liebt, — und jeder geistig organisirte Mensch verfährt so, — welcher deshalb auch mit Nothwendigkeit dazu fortschreitet, diese seine Liebe über den nächsten Gegenstand derselben hinaus verallgemeinern und steigern zu wollen, können sie nicht verwunderlich erscheinen. Zerwürfnisse mit Einzelnen werden hier zu Zerwürfnissen mit den Menschen überhaupt. Und zu solchen Zerwürfnissen giebt es eine Fülle in der Natur der Sache gelegener Ursachen.

Die nachfolgende Untersuchung wird zeigen, daß gerade aus der Eigenart eines starken und tiefen Gemüthes in Bezug auf das Verhältniß zu unsern Mitmenschen Mißverständnisse sich entwickeln, von denen dürftiger beanlagte Naturen frei sind. Diese Mißverständnisse erzeugen einen eigenthümlichen Krankheitszustand. Und so erklärt sich die auffallende Erscheinung, daß gerade wer auf eine höhere, schwungvolle Weise organisches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden strebt, darüber nicht selten noch des Restes der glücklichen Beziehungen verlustig geht, welche die sogenannten einfachen und natürlichen Menschen mit einander verbinden.

Freilich sind auch die Beziehungen dieses sogenannten natürlichen Standpunktes nicht so gesund, als es den Anschein hat. Denn der für uns moderne Menschen natürliche Standpunkt ist überwiegend der der Erziehung und Gewöhnung. Was die Menschheit im Laufe der Zeiten an sich erlebt hat, die Resultate von allen Uranfängen anhebender Culturentwickelung werden uns Heutigen in noch nicht so vielen Jahren anerzogen, als Jahrhunderte dazu gehört haben, sie zu erringen. Auch in die große Idee der Zusammengehörigkeit aller Menschen also, welche in der Geschichte der Gesittung erst ziemlich spät aufgetreten ist, werden wir durch Lehre und Unterricht frühzeitig eingeweiht und aller Orten unterwiesen, was wir auf Grund derselben Andern schuldig sind.

Aber was man uns so von den Regeln des Verkehrs mit Andern lehrt, ist eben bloßes Resultat, das erst praktische Brauchbarkeit für uns gewinnen würde, wenn man uns zugleich auch anschaulich zu machen vermöchte, auf welchem Wege es sich ergeben hat. So, wie eine geistlose Erziehung die Schemen der Brüderlichkeit und allgemeinen Liebesgemeinschaft rein äußerlich uns zu überliefern pflegt, scheinen dieselben ja mit den Erfahrungen, die wir tagtäglich über die besondere Natur der einzelnen Menschen machen, in unversönlichem Widerspruche zu stehen, — mit dem Neide also etwa und der Gefühllosigkeit derselben, mit der unverhohlenen Feindschaft, der bei den Andern so oft begegnet, was uns am meisten am Herzen liegt, und mit der Fülle von bösem Willen, die dabei dem Anscheine nach mit unterläuft! Es fehlt uns zunächst jede Vermittelung zwischen der idealen Anschauung, welcher jene Schemen Ausdruck geben, und zwischen der Welt der Thatsachen, wie sie täglich sich geltend macht. Dies aber muß zur Folge haben, daß,

wenn wir die erhabenen Ueberlieferungen unserer Erziehung auch nicht offen bekämpfen, wir doch im Geheimen nicht an sie glauben. Unterstützt von dem zeitigen Zustande unserer Intelligenz wird sich vielmehr eine widerstrebende Gesinnung in uns regen, welche Licht und Schatten, Rechte und Pflichten zwischen uns und unserer Umgebung ganz anders vertheilt, als sich dieselben nach den höchsten idealen Gesichtspunkten bestimmen würden. Und was in letzter Instanz über unser Verhalten zu den Menschen entscheidet, werden daher die zufälligen und ganz subjectiven Eindrücke sein, die wir hier oder dort von denselben empfangen.

Um hierüber hinwegzukommen, um den Standpunkt des Ideals mit Verständniß einzunehmen, bedarf es einer demselben entsprechenden veränderten Auffassung der menschlicheu Natur selbst. Es bedarf einer Bereicherung und Vertiefung unserer Ansichten von menschlichem Werth und menschlichem Wesen überhaupt, welche nur mittelst fleißigen Studiums aller menschlichen Vorzüge und Fehler, der Triebfedern derselben und ihres Verhältnisses zu dem höchsten Guten und Schlechten, und nur bei gleichzeitiger Erhebung unserer ganzen Persönlichkeit auf eine gewisse Stufe der Selbstlosigkeit erworben werden kann.

Die großen Heroen der Sittengeschichte, die bald früher bald später den Menschen näher zum Menschen gebracht haben, waren durch Nachdenken eben so wohl wie durch Reinheit des Herzens unter ihren Zeitgenossen hervorragende Naturen, welche die Ueberzeugungskraft, mit der sie ihre neuen beglückenden Lehren vertraten, ihren reichen innern Erfahrungen, und den eigenthümlichen, die Gegensätze zwischen Mensch und Mensch versöhnenden Gesichtspunkten entnahmen, die ihnen dabei aufgegangen waren. Auch wir können daher nur mittelst selbstthätiger

unablässiger Denkarbeit auf der einen, und auf Grund einer fortgesetzten freien Veränderung unser selbst auf der andern Seite ein lebendiges Glied der menschlichen Gesellschaft werden.

Es ergiebt sich hieraus, daß auch dasjenige, was man im engern Sinne gesellige Bildung nennt, nur Theil einer allgemeinen Geistes- und Herzensbildung sein darf. Einen Menschen, wie es gerade bei unseren höheren Ständen nicht selten vorkommt, ausschließlich für die Gesellschaft bilden zu wollen, wird immer zu einem wenig erfreulichen Scheinwesen führen. Denn ohne inneren Vorbehalt vermögen wir überall nur solche Pflichten auszuüben, die sich aus einer denselben gemäßen Auffassung der Menschen und Dinge von selbst ergeben; so lange wir über die letzteren noch ganz anders denken, sind auch unsere geselligen Formen eine bloße angenommene Manier, und erscheinen auch als solche. Klugheitsrücksichten mögen uns bestimmen, uns gewissen allgemeinen Regeln auf eine äußerliche und mechanische Art zu unterwerfen. In dem Streben, äußern Nachtheil von uns abzuwenden, mögen wir bemüht sein, wo es auch immer sei, uns ein den Anforderungen der geselligen Welt entsprechendes Benehmen zwangsweise aufzuerlegen. Die Sitte, der wir uns auf solche Weise befleißigen, wird doch stets den Eindruck eines erborgten Gewandes machen. Bei jeder nicht genau im Voraus berechneten Bewegung des Körpers wird es verrathen, daß es zu dem wahren Wuchse seines Trägers nicht paßt.

Denn ohne Menschenliebe giebt es keine gesellige Bildung. Wahrheit aber ist die erste Vorbedingung aller Bildung überhaupt. Den Regeln der rechten Menschenliebe gemäß sich zu benehmen, vermag daher immer nur derjenige, welcher eine ihm in allem scheinbar Widersprechenden anschauliche Ueberzeugung

von der Liebenswürdigkeit der Menschen gewonnen hat. So lange dieses Resultat nicht erreicht ist, muß es für ein geringeres Uebel gelten, Andere rücksichtslos nach seiner Natur zu behandeln, als sich auf allerlei unwahre Auskunftsmittel einzulassen.

Daher kann es auch zu nichts Gutem führen, wenn wirklich innerlich von einem Drange nach Gemeinschaft mit den Menschen erfüllte, aber schwache Naturen aus Furcht, sonst der Isolirung zu verfallen, wie es wohl vorkommt, allerlei hergeben und zugestehen zu müssen meinen, woran ihr Herz nicht glaubt. Nehmen sie es nicht strenge mit der Wahrheit, so mögen sie leicht in die Lage kommen, eine Liebe nnd rücksichtsvolle Gesinnung zu heucheln, von der sich später herausstellt, daß sie nicht richtig war. Nachträglich kann sich zeigen, daß alle dergleichen saure Pflichterfüllung auch unter dem Gesichtspunkt des recht verstandenen Ideals so, wie sie verlangt wurde, jedenfalls nicht gewährt zu werden brauchte, oder vielleicht gar nicht einmal gewährt werden durfte.

Stolz ist überhaupt in allen Beziehungen zu den Menschen ein besseres Mittel zum Ziele als Demuth. Sollen wir die Menschen lieben, so müssen wir uns zunächst von ihnen frei machen. Nicht danach hat sich unser Verhalten zu ihnen zu regeln, was sie von uns denken. Nicht davon soll dasselbe abhängen, was wir an Ansprüchen in dieser Hinsicht bei ihnen lebendig, an Vorschriften darüber unter ihnen verbreitet finden, sondern allein von dem Urtheil, welches wir unsererseits uns von ihnen bilden.

Dieses Urtheil aber gilt es im Laufe der Zeit zu berichtigen und zu vervollkommnen. Es wird beeinflußt in Betreff jedes Einzelnen von demjenigen, was wir von den Menschen

im Allgemeinen, von der Güte menschlichen Wesens überhaupt denken. Und hier erscheint es als der hauptsächlichste Hinderungsgrund, der uns einer befriedigenden Ansicht ermangeln läßt, daß wir, selbst bewegt von dem erhabenen Gedanken der menschlichen Einheit und Zusammengehörigkeit, überall nach einem irgendwie Erhabenen in den Menschen suchen, statt daß wir schlechtweg die Natur in ihnen kennen und lieben lernen sollten.

Alle erhabenen Forderungen, die wir an die Menschen stellen, sind zunächst falsch, weil sie einseitig auf unsere selbst noch der Vollkommenheit entbehrende Subjectivität gegründet sind.

Wenn der Schillersche König Philipp nach einem „Menschen“ sucht, so sucht er in Wahrheit nach einem zweiten Philipp, und wir Andern würden, wenn in der That die Mehrzahl der Menschen diesem Musterbilde entspräche, schwerlich einen bessern Begriff von denselben fassen. In einer ähnlichen Täuschung als sich Philipp hinsichtlich des Ideals, an welchem zu messen ist, befindet, befinden wir uns aber zunächst Alle. Auch für uns kommt Alles darauf an, daß sich, wie unsere Kenntniß der Menschen, so auch jenes allgemeine Ideal vorerst vertiefe und fortbilde.

Dies aber hängt wesentlich von dem Ernste unseres Strebens überhaupt ab.

Bei offenem Auge für die Wahrheit gehen wir gewiß im Laufe des Lebens zu einem großen Theile des Glaubens an die Vorzüge verlustig, derentwegen wir uns etwa früher über die Menschen erhoben. Nicht nur daß wir einen Reichthum verschiedenartiger uns fremder Talente und Liebenswürdigkeiten allmälig bei Andern entdecken: wir werden auch oft die Erfahrung machen, daß sich grade dasjenige, das wir an diesen gering achteten, weil es sie verhindert, das Tüchtige auf *unsere* Weise

zu leisten, umgekehrt als eine hohe Kraft erweist. Es mag in der That zugleich der Grund von allerlei Fehlern sein, und dennoch gelangen sie mittelst desselben zu einem Bessern, als wir selbst besitzen. Wir bilden uns in Folge solcher Beobachtungen daher allmälig ein richtiges Urtheil über die Relativität der meisten menschlichen Vorzüge und Fehler und die Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der einem Jeden gestellten Aufgaben.

Wir empfinden ferner die Schwierigkeit ja Unmöglichkeit, uns das zu geben, was uns fehlt und Andere auszeichnet, und gelangen von diesem Punkte aus zu der Einsicht, daß auch Andere nicht ohne Weiteres können, was sie wollen. Wir werden gewahr, wie allenthalben Wille, Gemüth und Verstand miteinander zusammenhängen, wie z. B. wer seinem Verstande nach das Geringere dem Größeren nicht unterzuordnen und nichts zu übersehen vermag, auch im Moralischen verdammt ist, ewig confuse zu bleiben; und wir denken hinfort entschuldigend über viele menschliche Schwächen, über welche wir uns früherhin erzürnt hatten.

Indem wir nun aber nach den verschiedensten Richtungen hin uns verändern im Laufe unserer Entwicklung, indem sich unsere Kenntniß menschlicher Vorzüge beständig bereichert, und unser Tadel an Nachdruck verliert, so kann es nicht fehlen, daß der Durchschnittsmensch in unserer Schätzung immer mehr wächst; und wenn wir nun nur überhaupt von dem rechten Drange nach Versöhnung mit den Menschen erfüllt sind, so werden wir allmälig zur vollen Anschauung davon durchdringen, daß im Allgemeinen in jedem Menschen das Ideal der Menschheit, das unserer Liebe werth ist, sich in gewissem Grade bereits verwirklicht findet.

In einem Jeden vereinigt sich ja des Schönen die Fülle. Arbeitet nicht jeder Mensch mit Selbstüberwindung, und liegt nicht in seiner Freude an der Bewältigung der Schwierigkeiten der Materie etwas Geistiges und Schönes? Ist es nicht liebenswürdig, wie er sich auf den verschiedensten Punkten beschränkt, um mit Anderen in eine gemüthliche Gemeinschaft treten zu können? Und erweist sich nicht Jeder so vielfach theilnehmend, hülfreich und gut, daß dies im menschlichen Wesen für das Regelmäßige gelten kann?

Es ist unendlich viel, was wir einem Jeden verdanken bloß deswegen, weil er ein Mensch ist. Wir gelangen nur deshalb nicht zum Bewußtsein davon, weil wir seiner dermaßen gewohnt geworden sind, daß wir es gar nicht mehr bemerken.

In den Kreis der Wahrnehmung tritt ja zunächst immer nur dasjenige, was abweicht von der Regel, das Ungewöhnliche, das Auffallende. Wir fangen dem entsprechend mit unseren Beobachtungen immer erst da an, wo Jemand nicht thun oder leisten will, was wir noch über die große Summe der Theilnahme und thätigen Beihülfe, die er uns täglich und stündlich gewährt, hinaus von ihm verlangen. Jene unermeßlich große Summe des Guten ist nns ein hergebrachter Besitz, von dessen Bedeutung wir uns nicht Rechenschaft gegeben haben, von dessen Bedeutung wir uns auch ohne Anwendung von vieler darauf gerichteten Mühe und Arbeit gar nicht Rechenschaft würden geben können, es sei denn etwa, daß wir — ein neuer Robinson — auf eine wüste Insel verschlagen wären. Aber so viel ist gewiß, daß von einem richtigen Verhältnisse zu den Menschen bei uns so lange nicht die Rede sein kann, als wir, statt eine Einsicht dessen anzustreben, was sie uns geben, immer nur darauf unser Augenmerk richten, was sie uns geben sollten und uns aus

wirklicher oder auch nur vermeintlicher Verschuldung nicht gewähren.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob es denn wirklich schlechte Menschen gebe, indem man alle Verschiedenheit derselben lediglich auf Grade größerer oder geringerer Vollkommenheit und Unvollkommenheit hat zurückführen wollen. Die gestellte Frage muß jedenfalls bejaht werden; wir vermögen der Begriffe von Gut und Böse nicht zu entbehren. Aber die große Mehrzahl der Menschen ist in Wahrheit bloß unvollkommen.

Ueberhaupt sehen sich die meisten Erscheinungen der moralischen Welt auf den ersten Blick ganz anders an, als sie sich bei näherer Betrachtung darstellen.

Man beschuldigt also z. B. die Menschen des Neides. Was ist aber überhaupt Neid? Verdient derselbe unter allen Umständen herben Tadel, oder ist er nur unter bestimmten Bedingungen ein Fehler?

Wie wenige Wünsche gehen in Erfüllung! Wie viele Menschen werden von stetig wiederkehrendem Mißgeschick verfolgt! Setzen wir also den Fall, es bekomme Jemand, nachdem er von jeher ein armseliges Dasein gefristet, durch eine günstige Wendung in den Geschicken eines Andern zu allen übrigen auch noch das schmerzliche Gefühl hinzu, daß er hinfort selbst unter Seinesgleichen eine Ausnahme zum Schlimmen hin mache, — würden wir uns da wundern dürfen, wenn er etwa an des Andern Freude keinen vollen Antheil nähme?

Und ähnlich verhält es sich vielfach mit der, starkgeistigen Naturen so anstößigen Aeußerlichkeit der Menschen, mit ihrer angeblichen Freude an dem Nichtigen, ihrem geringen Interesse für das wahrhaft Werthvolle, Aechte und Bedeutende.

Es soll hier gar nicht einmal Gewicht gelegt werden auf den Zwang der Noth, welcher Manchen zu äußerlichem Geschäft verurtheilt weit über das Maaß hinaus, das ihm lieb und seiner Innerlichkeit vortheilhaft sein würde. Thatsache ist jedenfalls, daß auch von denen, die sich eines ausgezeichneten geistigen Strebens rühmen und dieserhalb auf Andere herabsehen, sehr wenige die Fähigkeit besitzen, dem Idealen dauernd rein um seiner selbst willen nachzuleben. Fast überall handelt es sich dabei noch um einen dem äußeren Leben angehörigen Nebenzweck. Sie werden in ihrem Streben unterstützt durch den Drang nach Ruhm, nach Stellung und Einfluß und ermatten in dem Ringen nach geistigen Gütern in dem Maaße, als sich die Nutzlosigkeit desselben hinsichtlich jener Nebenzwecke herausstellt. — Frauen pflegen ihre Kraft zum Ausharren im Reiche der Ideen recht oft zum guten Theile den Interessen ihres Liebeslebens zu verdanken. Sie sind gewissermaßen darauf angewiesen, ihr ganzes Thun und Treiben auf den Beifall, den sie damit bei ihrem Geliebten finden, zu beziehen. Denken wir uns also etwa eine Frau durch die Ungunst der Dinge Jemand verbunden, der tief unter ihr steht in Begabung und Neigung, oder denken wir sie uns auch nur als Gattin eines Mannes, der sich nicht um sie kümmert, so wird es gewiß entschuldbar sein, wenn sie verflacht, wenn sie, sich selbst vergessend, zu untergeordneter Gesellschaft hinabsteigt.

Verweilen wir noch einige Zeit bei verwandten Betrachtungen.

Der Beifall der Menge ist oft das Verhängniß des Helden geworden. Die Menge wird undankbar, unbeständig und unwahr gescholten. In Wahrheit aber hat sie stets nur ein allgemeines Gefühl davon, daß Jener mehr als sie zu leisten ver-

mag. Was den Helden eigentlich auszeichnete, verstand sie von jeher nicht; und so ließ sie also auch hernach nur im Stiche, was ihr im Grunde nie wahrhaft gegolten hatte.

Treue Freundschaften soll es nicht geben, kein Liebesverhältniß, welches im strengsten Sinne vor Verrath sicher wäre. Und doch werden solche Bündnisse oft in sehr unreifem Entwickelungszustande und ohne alle Rücksicht auf die Natur und die Bedürfnisse des einen und des andern Theiles geschlossen, und es ist in mehr als einem Sinne zu entschuldigen, wenn sich dieselben wieder lösen!

In Wahrheit sind die Menschen dankbar, treu und wahr; sie sind es wenigstens im Princip, und sie sind es im gegebenen Falle oft nur deshalb nicht, weil sie mit den Anforderungen, welche in dieser Beziehung an sie gemacht werden, andere und ebenfalls ganz berechtigte Lebensinteressen nicht auszugleichen verstehen.

Die Menschen, — das heißt die Durchschnittsmenschen, die Massen, — sind unvollkommen, mittelmäßig, nicht schlecht. Das Gebiet, auf dem sie selbstständig denken, selbstständig zu denken befähigt sind, ist aber oft nur ein kleines. In Folge hiervon sindsie abhängig von der herrschenden Dogmatik der Kirche, von der geltenden Doctrin der Sittenlehre und von allen den Vorurtheilen der Zeit, in welche sie hineingeboren sind, und welche sie ohne Prüfung über sich mächtig bleiben lassen. Sie hängen auch mit Liebe an allerlei sinnlichen Wünschen und Neigungen und rechnen sich, weit entfernt die Tugend um ihrer selbst willen zu üben, jede bewußt tugendhafte Handlung als eine Abschlagszahlung auf die Pflicht an.

Wenn wir uns hierüber mit ihnen erzürnen wollten, so müßten wir verlangen, daß Jedermann eine erhabene Natur

sein und den Inbegriff alles Lebens in der Unendlichkeit seines Geistes finden solle, von der er doch bei der Mangelhaftigkeit seiner Bildung oft nur eine sehr schwache Vorstellung hat.

Durch ihre Leidenschaften sind die Massen, die ungebildeten Menschen auch in hohem Maaße der Verführung ausgesetzt. Sie kommen durch Leidenschaft außer sich und sind insofern der Beherrschung durch Andere preisgegeben. Nicht aber daß sie es schuldvoll versäumten, ihre Vernunft zu ihrer Vertheidigung zu gebrauchen, sondern es ist vielmehr, wie sie sich selbst im Zustande der Auflösung befinden, auch ihre Vernunft aufgelöst. Um dieses zu verhindern, wäre ihnen vor Allem Erfahrung nöthig, Erfahrung von den Wirkungen der Leidenschaft und eine Anleitung und Uebung, sich gegen das Andringen derselben zu waffnen, eine Fertigkeit die schützenden und erhaltenden Kräfte ihrer Natur rechtzeitig in Bereitschaft zu stellen, und dem entsprechend eine so eingehende Kenntniß ihrer selbst, wie sie nur eine umfassende Bildung gewähren kann. Wem diese Bildung nicht zu Theil geworden, — und sie ist doch einmal nicht Jedermann beschieden, — der wird es daher immer leiden müssen, daß Andere ihm in die Seele greifen und ihm dieselbe umkehren. Wessen Handeln noch zu allermeist ein unbewußtes und unwillkürliches ist, der kann nicht verhindern, daß die Elemente seiner im Zustande der Leidenschaft und also der Auflösung befindlichen Natur zu fremden Zwecken in Bewegung gesetzt werden; er ist dem gegenüber absolut machtlos, weil er außer Stande ist, sich auf die Einheit seines Selbst zurück zu ziehen.

Es ist aber doch nicht wahr, daß die Massen lediglich den schlechten Leidenschaften zugänglich wären. Sie sind, wie die Geschichte aller Jahrhunderte beweist, eben so wohl auch für die guten zu entzünden.

Fragen wir nun, was sich für uns aus den angestellten Betrachtungen ergiebt, so ist es also gewiß das, daß wir bei einem Jeden nach einer Gesammtansicht von seinem Wesen, unter Berücksichtigung seiner ganzen Natur und seiner Existenzbedingungen streben und Unmögliches oder nach der Lage, in der er sich befindet, doch für ihn ganz ausnehmend Schwieriges von ihm nicht verlangen sollen. Forschen wir denkend den Gründen nach, auf denen beruht, was uns bei einfachen Menschen stört, so werden wir fast überall auf solche Unmöglichkeiten resp. Schwierigkeiten stoßen. Scheiden wir aber aus unserem Gesammtbilde der Menschen den Theil aus, für den sie hiernach wenig verantwortlich gemacht werden dürfen, so finden wir in dem verbleibenden Reste der Regel nach ein mehr oder minder redliches Streben, ein menschliches Walten der Vernunft. Und dieses ist reich an Schönheiten, auch in den Fällen, wo sich das, was wir besondere Vorzüge des Geistes oder Characters nennen, noch nicht damit verbindet. Wir müssen nur auf diese Schönheiten eben so aufmerksam zu sein gelernt haben, wie wir geübt sind, dieselben zu erkennen auf dem Gebiete der Kunst, müssen dem menschlich Schönen und Guten in allen kleinsten und einfachsten Vorgängen des wirklichen Lebens dasselbe liebevolle Studium zuwenden, das wir Kunstwerken entgegenbringen, die wir bewußt zu genießen streben. Genau jene Alltagsmenschen, die uns im Leben beschwerlich fallen, bilden ja den Stoff für die Genrebilder und epischen Dichtungen, an denen wir uns bei dem Künstler erfreuen, nur daß wir hier das Schöne an ihnen besonders betont und hervorgehoben finden, die minder erfreulichen Eigenschaften dagegen, als Nebenpunkte, auf die Seite gestellt worden sind. Was uns aber in der Kunst entzückt, muß uns auch im Leben entzücken können. Wenn es dem

Dichter gelingt, Liebenswürdigkeiten und Schwächen beschränkter Menschen im Lustspiele zu einem Bilde, das uns ergötzt, zusammenzufassen, warum sollten wir nicht im Stande sein, auch die wirkliche Welt soweit mit dem Auge des Dichters anzusehen, daß wir aller Orten den Eindruck des Schönen aus derselben mit heimbringen? Da auch der Dichter seine Wirkung auf uns verfehlen würde, wenn er der Wahrheit Gewalt anthun wollte, so muß seine Auffassung der Menschen die wahre sein; und es ist nicht zweifelhaft, daß wir dieselbe auch unsererseits zu theilen vermögen, sofern wir uns nur recht dabei anstellen, sofern wir einem Jeden Gerechtigkeit widerfahren lassen, d. i. sachgemäß über menschliche Zustände und Verhältnisse urtheilen und nicht so rein äußerlich und schablonenhaft, als dies oftmals geschieht.

Nun sind wir ja allerdings berechtigt, an hervorragende Menschen höhere Anforderungen zu stellen, als sich aus dem Gesichtspunkte des einfach allgemein Menschlichen ergeben. Auch diese Anforderungen aber werden eine ganz andere Gestalt annehmen, nachdem wir uns zu der menschlichen Natur überhaupt in ein wärmeres Verhältniß gesetzt haben. Nicht nur daß es mit Hülfe der gründlicheren psychologischen Kenntnisse, die wir uns dabei erwarben, gelingen wird, für hervorragende Fehler und Leidenschaften neue und eigenthümliche Erklärungsgründe aufzufinden: wir werden nunmehr auch für hervorragende Vorzüge der verschiedensten Art erst das rechte Verständniß gewonnen haben.

Nehmen wir doch gegenwärtig, auf Grund der gemachten Erfahrungen, ein ganz anderes und wesentlich neues Verhältniß zu dem Positiven ein, das die eigentliche Natur des Menschen ausmacht. Nachdem wir gesehen, daß überall dieses Positive sich zunächst der Wahrnehmung entzieht; daß es mittelst einer

besonderen hierauf gerichteten Thätigkeit erst dargestellt werden muß; daß es gleichsam einen Schatz bildet, der erst gehoben werden will: so werden wir jetzt Niemand schon darum zu kennen glauben, weil wir etwa sein Verhältniß zu dem, was wir anderwärts schätzen und lieben, festgestellt haben. Denn hiermit würden wir ja über den Kreis unseres bisherigen Wissens nicht hinaus kommen. Vielmehr gilt es, mit liebevollem Sinn dem neuen und eigenthümlichen Schönen nachzuspüren, das jede bedeutendere Natur auszeichnet. Erst hiermit werden wir das Verständniß für die eigenthümliche Organisation derselben und also Freude an ihr gewinnen. Erst indem wir in diese Organisation eindringen, schließen wir uns den ganzen Reichthum der Schöpfung auf. Diese Schöpfung aber ist zuversichtlich auf dem erhabenen Gebiete des menschlichen Geistes so mannigfach und modulationenreich wie nur irgend auf einem niederen. Und sicher liegt es also lediglich an uns, wenn für jede Einbuße, die wir etwa einmal an unserem Glauben und Hoffen hinsichtlich der Menschen irgendwo erlitten, wir nicht während derselben Zeit dort oder bei Andern tausend neue bis dahin von uns nicht gekannte Liebenswürdigkeiten entdeckt haben sollten, welche uns reichlichen Ersatz für das Verlorene gewähren.

Das Streben nach innigster Gemeinschaft mit den Menschen ist hiernach gewiß nicht so aussichtslos, als man es bisweilen, und zwar gerade von gemüthlich tiefer angelegten Naturen bezeichnen hört.

Als eine Ausgeburt krankhafter Phantasie muß es erscheinen, wenn man einen unbesiegbaren Gegensatz zwischen dem Gemüth und den Menschen der Art hat behaupten können, daß ersteres aus der Berührung mit den letzteren, je tiefer und liebebedürftiger es beanlagt sei, um so schmerzlicher gerade zerrissen zurück-

kehre und nichts als bittere Enttäuschung im Laufe eines langen Lebens heimbringe.

Wer das rechte Verhältniß zu seinen Mitmenschen dauernd nicht hat gewinnen können, der hat es gewiß an demjenigen fehlen lassen, was allerdings in der Reihe der Voraussetzungen dieses Verhältnisses die erste Stelle einnimmt. Es kann dies kaum an etwas Anderem liegen, als daß ihm denn doch mehr oder minder die rechte Liebe und die rechte Innerlichkeit mangeln. Er besitzt gewiß weder die Fähigkeit noch die Neigung, sich selbst soweit umzuarbeiten, daß ihm die eigenen Fehler den Blick für das Wesen der Anderen nicht all zu sehr mehr trüben.

Merkwürdig ist nun aber, daß gerade diejenigen Eigenschaften, die hiernach als die Grundlage einer besonderen bezüglichen Fähigkeit erscheinen, eigenthümliche Schwierigkeiten in Betreff unserer Beziehungen zu den Menschen mit sich bringen.

Nur mit Hülfe der Liebe kann ein Jeder zu einer befriedigenden Ansicht von den Menschen gelangen. Wer kein hervorragendes Liebesbedürfniß hat, bei wem die Sehnsucht nach Einheit mit den Andern nicht immer neu lebendig ist, wie sollte der sich wohl zu der unablässigen Beobachtung veranlaßt fühlen, welche erforderlich ist, um alles, was bei Andern anders und fremdartig ist, und das uns daher zunächst unliebenswürdig erscheint, in das rechte Licht zu stellen?! Die Liebe läßt uns außerdem, so kann man geradezu sagen, erst alles dasjenige von Material sichtbar werden, auf Grund dessen eine versöhnende Gesammtansicht von den Menschen gewonnen werden kann. Und dennoch erschwert sie auch wiederum die Beziehungen zu denselben.

Zunächst also verleitet uns die Liebe leicht, lediglich uns selbst in den Andern zu sehen.

Man kann das Resultat, auf welches alle unsere Bestrebungen gerichtet sein sollen, so bezeichnen, daß es gelingen soll, durch tieferes Erfassen der Eigenthümlichkeiten eines Jeden, durch sachgemäßes Erklären dessen, was zunächst als uns entgegengesetzt an ihm erscheint, einen Jeden doch im Wesentlichen noch als unser anderes Ich zu begreifen.

Die Gefühlsnatur des Liebesbedürfnisses, welche auf unmittelbaren Genuß gerichtet ist, gönnt sich indessen hiezu nicht die nöthige Zeit, überspringt vielmehr alle störenden Verschiedenheiten und setzt an die Stelle jenes Resultates langsamer Verstandesarbeit ein Schein-Resultat der Phantasie. In der Lebhaftigkeit des Verlangens uns in den Anderen wiederzufinden, nehmen wir dieses Resultat vorweg; wir vollziehen jene Gleichsetzung unser und der Anderen, die nur durch Vermittelung des Verschiedenen erworben werden kann, unmittelbar und direkt; täuschen uns also über die Verschiedenheiten der Andern, indem wir sie im Einheitsdrang unseres Herzens negiren, d. i. gar nicht sehen, und einen Jeden ein für allemal, und in allem Einzelnsten und Zufälligsten, für dasjenige nehmen, was wir selbst sind. So kommt es, daß gerade diejenige Kraft des Gemüthes, von der allein wir den schließlichen Erfolg unserer bezüglichen Bestrebungen erwarten dürfen, uns zu einer Quelle ganz besonderer und wenn man will ganz unnöthiger Mißverständnisse und Schmerzen wird. Denn wo man sich Illusionen gemacht hat, sind nothwendig Enttäuschungen die Folge; wo man in einer eingebildeten Welt lebt, muß man zunächst den Blick für die wirkliche wiederfinden; und alles dies läuft recht oft nicht ab, ohne daß unserm leichtgläubigen Herzen übel mitgespielt wird.

Die Liebe, als der auf die Einheit in Allem gerichtete Zug unseres Herzens, ist überhaupt ihrer Natur nach entgegengesetzt der Selbstständigkeit der verschiedenen Individualitäten; und es macht sich die aus einer liebebedürftigen Gemüthsweise insofern zunächst entspringende Einseitigkeit der Auschauungen daher auch noch sonst vielfach störend geltend. Wir geben uns z. B. Anderen zu eigen und verlangen wiederum von ihnen Anerkennung, Verständniß und Hingabe; aber das Uebermaaß unseres Gefühls verhindert uns, den Einzelnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wo sie diesem unseren Begehren nicht zu entsprechen in der Lage sind, und auf die äußeren Bedingungen unser Auge zu richten, unter denen dies allein der Fall sein würde. Wir halten es also für hinreichend, den Inhalt unser selbst, dasjenige, was wir denken und empfinden, nur so ohne Weiteres auf irgend eine Art nach außen dringen zu lassen, und klagen, daß uns die Menschen nicht verstehen, nicht verstehen wollen, ohne uns um das Verständniß der vielleicht ganz verschieden angelegten Natur desjenigen, der uns gegenübersteht, unsrerseits zu bemühen. Das leidenschaftliche Bedürfniß unseres Herzens läßt uns in solchen Fällen übersehen, daß es zum Verständnisse durchaus nicht überall genügt, sich nur überhaupt mitzutheilen, sondern daß es in jedem Falle einer bestimmten an die verschiedene Anschauungsweise des uns Gegenüberstehenden anknüpfenden Mittheilungsform bedarf, wenn wir ihm mit unserm eigenen Wesen deutlich werden sollen.

Niemand ist ja so schlechthin Mensch überhaupt, daß man ohne jeden Umschweif mit ihm reden könnte. Ein Jeder bringt vielmehr eine Summe bestimmter Ansichten mit auf die Welt, vermöge deren er gerade der bestimmte Mensch ist, der sich durch sie in bestimmter Weise von anderen unterscheidet. Sie

stellen gleichsam den beständigen Winkel dar, unter welchem allein neue Erkenntnisse in den Spiegel seines Geistes fallen. Mit diesem Winkel müssen wir also rechnen. Wir müssen den Gegenstand unseres Interesses von den Ansichten, in denen seine Eigenart und seine Beschränkung besteht, in gewissem Grade zuweilen erst abstrahiren machen, wenn wir von ihm verstanden sein wollen, und dürfen jedenfalls niemals wähnen, in dem Geiste des Andern gleichsam ein leeres Blatt zu beschreiben.

Häufig ist die Verständigung freilich gar nicht so schwer, als man nach der großen Zahl der liebebedürftigen Gemüther, die da, wie sie sagen, unverstanden durch dieses Leben wandeln, annehmen sollte. Stellen wir uns zu Jemand freundlich, fühlt er sich gemüthlich angenehm berührt durch uns, will er uns also wohl: so brauchen wir uns nur irgendwie zu bemühen, ihm die rechte Direction zu geben, und es wird ihm schon gelingen, uns und unsere Verhältnisse in dem Lichte zu sehen, in dem wir sie ihm darstellen wollen. Eine andere, die befriedigenden Beziehungen der Menschen zu einander störende Besonderheit unseres liebebedürftigen Gemüths aber beruht nun darin: daß wir es nicht nur für unnöthig halten, sondern es geradezu als eine Beeinträchtigung unseres Gefühls empfinden, wenn wir zur Herstellung eines solchen Verständnisses unsrerseits überhaupt etwas thun sollen. Wir wollen durch die Liebe des Andern uns getragen fühlen. Dieselbe soll aus dessen Wesen frei, ohne Vermittelung irgend einer von uns selbst auszuübenden Thätigkeit, wie mit Naturnothwendigkeit hervorgehen. Denn wir wollen mit unsern noch unklaren und schwankenden Wesen in dieser Liebe gleichsam als in einem festen Grunde wurzeln. In der aus dem Andern wie mit Naturnothwendigkeit hervorbrechenden Anerkennung wollen wir, so zu sagen, die

Gewißheit von der Wahrheit dessen, was wir von uns selbst halten, die Gewißheit von der objectiven Berechtigung unseres Thuns und Treibens genießen. Lieber als in dieser Anerkennung mehr oder minder unser eigenes Werk sehen zu sollen, ziehen wir uns in verletztem Stolze ganz von den Menschen zurück.

Es ist dies eine Eigenthümlichkeit des Liebesbedürfnisses, die sich erst mit der in uns wachsenden Gewißheit unser selbst, mit der Abnahme unserer Abhängigkeit von Anderen in Betreff des Urtheils über uns selbst allmälig verliert.

Ferner liegt es in der Natur der Liebe, den Lärm und Streit der Menschen zu fliehen. Erfüllt von der Schönheit der allgemeinen Gesetze, in denen sich die Einheit Aller offenbart, immer nur begierig, im Anschauen und Genusse derselben gemüthlich ruhend, fern vom Kampfe des Lebens zu verharren: täuschen wir uns doch hinsichtlich der Möglichkeit, uns diesem Kampfe gegenüber passiv zu verhalten.

Daß die Menschen einander bekämpfen, ist an sich keineswegs ein Uebel. Wird dieser Kampf, wie es in der Ordnung ist, ohne Haß und Bitterkeit geführt, so steht er mit den Aufgaben der allgemeinen menschlichen Familie, der ein Jeder durch Stellung und Liebespflicht angehört, keineswegs im Widerspruch. Er hängt vielmehr zusammen mit der unendlichen Gliederung derselben in einzelne Individualitäten und erweist sich in Rücksicht auf diese als die unentbehrliche Bewegung der Ausbreitung und Weiterentwicklung unseres vernünftigen Lebens.

Die Menschen befinden sich mit einander im Kampfe, weil mit Recht Niemand sich selbst genug ist, Jeder vielmehr die Welt als ein moralisches Reich ansieht, in dem er berufen ist, das Scepter zu schwingen.

Ein jeder Mensch, auch der, welcher noch ganz ungebildeten Naturimpulsen folgt, muß, um der Befriedigung des Menschenthums nicht verlustig zu gehen, seine Daseinsweise als eine vernünftige und allgemein gültige hinstellen. Er wird sich also geltend machen und Andere verletzen, soweit er nicht in seine Schranken zurückgewiesen wird. Ein Jeder hält sich aus dem alleinigen Grunde, daß er ein Mensch ist, mit Recht für einen legitimen Sohn des Hauses. Als solcher ist er berufen, nicht nur seine eigenen Angelegenheiten, sondern auch die des Ganzen zu ordnen, und uns und überhaupt einem Jeden den demselben nach seinem Ermessen gebührenden Platz in diesem Ganzen anzuweisen.

Wollten wir gegen diese Anordnungen nicht reagiren, so würde bald von Jedermann unrichtig über uns disponirt werden. Denn eines Jeden Natur ist ja, wie bereits bemerkt, eine individuell beschränkte.

Der Eine kann in den Andern nicht ohne Weiteres hineinsehen, er sieht des Andern Natur nur so, wie sie sich in seiner eigenen bestimmten und begrenzten Natur spiegelt, er macht sich also ein mehr oder minder verzeichnetes Bild von derselben. Auch der Gemüthsmensch wird sich daher gezwungen sehen, um nicht in fremde Unterthänigkeit zu gerathen, kampfbereit in die Action des Lebens einzutreten. Aber diese Aufgabe ist für ihn mit ganz besonderen Leiden und Schwierigkeiten verknüpft. Nicht daß es ihm nicht im Laufe der Zeit gelingen sollte! Die Liebe allein, wie wir gesehen haben, ist im Stande, die Gegensätze, welche die Menschen trennen, auf eine würdige Weise auszugleichen. Aber zunächst ist doch der auf die Einheit gerichtete Zug dem Sinne für die Verschiedenheiten entgegengesetzt. Um einem feindlichen Angriffe zu begegnen, bedarf es eines lebendigen

Bewußtseins von dem Gegensatze des Einen und des Andern. Lebendig muß mir vor der Seele stehen, wer ich bin und wer mir gegenüber steht: wenn ich darauf vorbereitet sein soll, wessen ich mich von Seiten des Anderen zu versehen habe. Aber der schöpferische Strom der Liebe, der, wie vorausgesetzt wird, in mir noch jung ist und des Schutzes bedarf, entspringt zunächst nur aus der unbedingten Hingabe an das Gefühl der Gemeinschaft meiner und der Anderen. Ich kann ihn mir in seiner beglückenden Frische nur erhalten, wenn ich ihn vor jeder störenden Unterbrechung bewahre. Und ich verschmähe daher, mich im Gegensatze zu Andern zu denken und mich gegen ihren feindlichen Angriff zu wappnen!

Aus diesem Grunde wird ein Gemüthsmensch leicht für ängstlich und schwach angesehen werden und unter den Menschen nichts gelten.

Die solchen Naturen geläufige Bereitwilligkeit, anzunehmen, daß auf den Unterschied zwischen uns und den Anderen nichts ankomme, daß es auf dasselbe hinauslaufe, etwas selbst zu besitzen oder es in der Seele des Andern mitzugenießen, schwächt ferner die natürlichen Antriebe, nach Ehre, Ansehen oder sonst irgendwie hervorragender Stellung zu streben. Wie könnte mir auch die Erhöhung dieser meiner natürlichen Einzelexistenz eine Bedeutung haben, wenn ich nichts leidenschaftlicher anstrebe, als dieselbe in der Persönlichkeit des Ganzen untergehen zn machen? Und doch bin ich es nicht allein, der den Nachtheil davon hat, wenn Andere gering von ihm denken, sondern es ist zugleich die Sache, die ich vertrete.

Die Schicksale des Schönen und Guten, das den Inhalt einer Person ausmacht, sind mit dem Schicksale dieser Person selbst unauflöslich verbunden. Wenn ich mich selbst im Kampfe

des Lebens nicht neutral verhalten kann, wenn von Anderen über mich disponirt wird, sofern ich versäume selbst über Andere zu disponiren, so kann ich auch durch keine Passivität verhindern, daß dasjenige was den idealen Inhalt meines Lebens ausmacht, in diesem Kampfe engagirt erscheint, und daß es mit mir selbst an seiner Geltung in der Welt verliert. Möge mir also auch sonst jede herrschsüchtige Neigung fern liegen, um der Sache willen habe ich eine gewisse Verpflichtung, nach Macht und Einfluß und persönlichem Ansehen zu streben.

Und dies um so mehr, als der Kampf des Lebens sich nicht mit bloßen Vernunftgründen führen läßt. Die guten Gründe, welche, wie wir meinen, auch ohne die Einmischung unserer Persönlichkeit, unserer Sache zum Siege verhelfen müssen, wollen ja von den Andern geprüft und also vor Allem beachtet sein. Die Mühe dieser Prüfung aber wird man sich gar nicht machen; man wird unseren Gründen gar kein Ohr leihen, wenn wir uns nicht ein Ansehen zu geben wissen, welches gute Gründe von uns erwarten läßt; wenn wir nicht durch ein gewisses Auftreten die Andern zu interessiren, oder aber ihnen zu imponiren wissen. Diese Welt, wie sie nun einmal ist, ist keine bloße Verstandes- sondern ebensosehr eine Gefühls- und Sinnen-Welt, in welcher zugleich mittelst sinnlicher Kräfte gewirkt und oft erst, sei es durch Liebe oder durch Einschüchterung, der fruchtbare Boden für die Discussion geschaffen werden muß. Je geringer der Anspruch auf Bedeutung ist, den Jemand in Wahrheit zu machen das Recht hat, desto mehr wird er das fehlende Gewicht oft dadurch zu ersetzen trachten, daß er sich sinnlich Masse giebt, d. i. daß er sich auf Kosten Anderer breit macht. Solche Menschen aber wird man durch keine Kunst der Discussion, sondern ebenfalls nur durch sinnliche Mittel, durch

ein geschlossenes festes Wesen, durch unerschütterliche Sammlung und Ruhe, kurz durch eine Haltung, welche auf die Anschauung wirkt, zum Zurückweichen aus der von ihnen eingenommenen Position nöthigen.

Um so auffallender erscheint es nun, daß auch in dieser Beziehung wiederum ganz besondere Schwierigkeiten und Gefahren in dem Gemüthszustande des auf eine höhere und schwungvollere Gemeinschaft der Menschen gerichteten Idealisten gelegen sind. Denn dieser hat selbstverständlich, geleitet von dem Gedanken, daß er lebendiges Glied einer menschlichen Gesellschaft vor Allem nur mittelst möglichster Erhebung seiner eigenen Natur auf die Stufe des Allgemeinen werden könne, den Ausgangspunkt seiner Entwickelung von der Selbstkritik und Selbstverleugnung genommen. Die fortgesetzte Selbstüberwindung, die unablässige Arbeit an der Umbildung unseres natürlichen Wesens, und also das unaufhörliche Niederreißen und Zerstören dessen, was frisch und kräftig aus unserem Innern hervorwuchs, erzeugt aber leicht einen Zustand von Auflösung und sinnlicher Schwäche, welcher das gerade Gegentheil der erwünschten Sicherheit und Geschlossenheit ist. —

Man darf mit nichts Unsicherm, und daher auch mit nichts Unfertigem unter die Menschen hinaustreten, keine Bedenken äußern, wenn es eine Meinung zu verfechten gilt, und nicht zu viel von seinen Fehlern und Schwächen sprechen.

Wer das beklagt und gemüthlich nicht verwinden kann, dem fehlt die Einsicht in die Nothwendigkeit, mit der es aus der Gesondertheit der menschlichen Gaben und Interessen folgt. Die Zweifelsgründe, die wir zum Besten gäben, würden ja sofort von Anderen, die doch schließlich das nicht vertheidigen, was

wir im Grunde für das Wahrere halten, gegen uns verwerthet werden!

Und aus demselben Grunde sollen wir uns nicht übermäßig gekränkt fühlen, wenn auch Andere von einer Meinung, deren Falschheit wir dargethan zu haben glauben, nicht so schnell, als wir etwa erwartet hatten, ablassen wollen. Wir sollen es nicht zu erhaben nehmen, daß sie nicht, wie wir von ihnen verlangen, allemal sofort „der Wahrheit die Ehre geben." Denn unter Menschen giebt es nichts Sachliches, dem sich nicht Persönliches beimischte. Die Ehre seines Verstandes, die ein Jeder in seinem Kreise zu vertreten hat, der Einfluß, den er darin zu wahren oder zu gewinnen berufen ist, sind Gründe, die wohl unter Umständen dieses Zögern entschuldigen mögen. Und außerdem gelingt es auch oft nur durch einige Zähigkeit im Festhalten dessen, was uns zunächst als das Wahre erschien, die Wahrheit selbst vor Schaden zu behüten. Wer vor dem ersten scheinbaren Grunde des Gegners die Waffen streckt, mag recht häufig hinterher die Entdeckung machen, daß er dieselbe vor Austrag der Sache im Stiche gelassen hat.

Gewiß ist jedoch, daß manche tief angelegte Natur schon darin allein eine Beeinträchtigung ihres Aufrichtigkeitsbedürfnisses erblicken wird, daß es nicht zulässig und geboten sein soll, sich ohne alle praktische Rücksicht zu Jedermann so zu äußern, wie es, wenn wir stets nur allein zu uns selbst zu sprechen hätten, das Wahre und Natürliche sein würde.

Wir werden uns also auch aus falscher Wahrheitsliebe mit den Menschen überwerfen. Auch hier zeigt sich, wie gerade aus demjenigen, was uns recht eigentlich befähigt, befriedigende und immer befriedigendere Beziehungen zu unsern Mitmenschen zu

gewinnen, uns umgekehrt auch wieder ganz eigenthümliche Schwierigkeiten erwachsen.

Und ähnlicher Erscheinungen giebt es gewiß noch viele. Denn alle gemüthlichen Kräfte, auch die edelsten, überspannen sich, sofern sie der Isolirung verfallen; alle geistigen Richtungen bedürfen des Gegengewichts ihnen in gewissem Sinne entgegengesetzter, wenn sie dem Ganzen des Lebens förderlich wirken sollen.

Auch mit dem Triebe, alles in der Welt denkend in Zusammenhang zu setzen, verhält es sich so. Wir haben gesehen, wie viel für die Pflege glücklicher Beziehungen zwischen uns und den Anderen darauf ankommt, bei einem Jeden nach einer Gesammtansicht seines Wesens zu strebens. Hierzu bedarf es gewiß der Kraft und der Neigung, das Einzelne auf Allgemeines und das Allgemeine wiederum auf noch Allgemeineres zurückzuführen. Und doch giebt es Dinge, die schlechthin als Einzelheiten betrachtet und gewürdigt sein wollen. Und sofern der reflectirende Trieb uns also verleitet, auch hier überall nach fern liegenden Ursachen von allgemeiner Bedeutung zu suchen, wird es nicht selten gerade an ihm liegen, wenn sich unsere Beziehungen zu den Menschen trüben und verbittern.

Was man Zusammenhang im Wesen eines Menschen nennt, hat ja niemals den Sinn, daß es wie mit eisernen Klammern das ganze Thun desselben umfaßte, und dieses sich somit rein nach mechanischen Gesetzen regulirte. Weder ist die unendliche Freiheit, nach welcher Jeder unter Umständen auch das Gegentheil seiner selbst sein kann, jemals als aufgehoben zu denken; noch dürfen wir über dem Streben, im Zusammenhange zu sehen, des rechten Verhältnisses zu den tausend kleinen Vor-



gängen des Lebens verlustig gehen, welche lediglich Folgen zufälliger, innerer oder äußerer Ursachen sind. Zu solchen unbedingten Einzelheiten gehört gar häufig, was uns heute oder morgen an irgend einem guten Freunde mißfällt. Und wir leiden aus Mißverstand, wenn wir, dasselbe zu einem Allgemeinen und Bedeutenden aufbauschend, es mit der Schwere weittragender Consequenzen seines innersten Wesens aufnehmen.

Ueberdenken wir nun im Zusammenhange nochmals, was im Vorstehenden über die Gefahren, welche für unsere Beziehungen zu den Menschen aus den Tiefen des Gemüthes selbst hervorgehen, gesagt worden ist, so werden wir gewiß nicht zweifeln, daß sich denselben begegnen läßt. Es kann ja nur darauf ankommen, daß wir die rechte Einsicht in ihre Ursachen gewinnen. Die rechten Mittel und Wege zur Abhülfe werden sich alsdann schon von selbst ergeben. Jene Ursachen aber können sich auf die Dauer unserer Erkenntniß nicht entziehen, wenn es uns mit unserem Ziele selbst nur voller Ernst ist, wenn wir nicht ablassen von immer wiederholten Versuchen, dasselbe zu erreichen, und unsere prüfenden Erwägungen hinsichtlich dessen, was wohl die Schuld des Mißerfolges trage, immer weiter ausdehnen.

In dieser Hinsicht dürfte es also unnöthig sein, noch etwas hinzuzufügen.

Dagegen springt allerdings in die Augen, daß, um dieses Ziel zu erreichen, wir manche wesentliche Berichtigung uns lieb gewordener Ueberzeugungen werden vorzunehmen haben. Wir sollen manches als Fehler abstellen, was uns zum Schönsten und Edelsten im menschlichen Wesen überhaupt zu gehören schien, sollen also Opfer an vermeintlicher idealer Gesinnung bringen. Und auf der andern Seite scheint doch dasjenige, was schließ-

lich als Resultat herauskommt, wenig dem zu entsprechen, was uns als Ziel unseres Strebens vorgeschwebt hat!

Ohne Frage waren es wesentlich andere Beziehungen, die nach dem Bilde, das wir uns am Ausgangspunkte unserer Entwickelung davon machten, uns mit den Menschen verknüpfen sollten, als die sind, zu denen wir uns auf solche Weise hinaufarbeiten; und es entbehren die letzteren manches verlockenden Reizes, mit dem wir uns damals dieselben ausgestattet dachten. Es könnte also der Zweifel entstehen, ob das, was schließlich erreichbar ist, der dafür zu bringenden Opfer überhaupt verlohne? ob es überhaupt noch für eine richtige Erfüllung unserer idealistischen Wünsche gelten könne?

Gerade dasjenige, so könnte man meinen, was über die Erfahrungen tiefer angelegter Naturen vorgetragen sei, beweise vielmehr umgekehrt, daß es keine der Begeisterung werthe Vereinigung der Menschen gebe.

Daß jemals ein Herz ganz und voll wie das unsere empfinde, werde ja geradezu geleugnet. Was ferner von der Unvermeidlichkeit des ewigen Kampfes Aller gegen Alle gesagt worden, scheine mehr auf wechselreiche Verhältnisse der Herrschaft und Knechtschaft hinauszulaufen, als daß es der erhabenen Vorstellung von der Menschheit als einer einzigen großen Liebesgemeinschaft entspreche. Und was könne uns überhaupt eine Liebe werth sein, innerhalb deren der Klugheit und allerlei künstlich abgemessenem Wesen eine so große Rolle zugewiesen werde, daß schließlich jede unwillkürlichste Aeußerung des Herzens durch den Verstand vermittelt erscheine.

In dieser Beziehung ist also zu bemerken, daß mit der verbesserten Kenntniß von uns selbst und den Anderen auch das uns von einem schönen Verhältnisse des Menschen zum Menschen



vorschwebende Ideal eine Veränderung und Fortbildung erfahren wird.

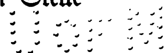
Verstandesarbeit und Gefühlsbefriedigung sind zunächst schon nicht die Gegensätze, für welche sie wohl gehalten werden. Eine Mitwirkung des Verstandes ist zu jedem idealen Erfolge erforderlich. Von der Meinung, wie sie jugendlichen Gemüthern wohl eigenthümlich sein mag, daß in Bezug auf unsere Verhältnisse zu den Menschen uns der Erfolg wie ein Geschenk der Götter ohne Arbeit zufallen müsse, ja daß es hier würdiger sei, auf jeden Erfolg zu verzichten, als sich mit einem irgendwie vermittelten zu begnügen, wird uns daher schon die Erfahrung zurückbringen, daß auch sonst nirgendwo ein geistiger oder gemüthlicher Genuß ohne Arbeit zu haben ist. Die Doppelseitigkeit, nach welcher alles, was Aufgabe unseres Lebens werden kann, zugleich geistig und leiblich, zugleich ideal und technisch ist, erfordert gewiß eine unablässige Bemühung um dasjenige, was die materiellen Existenzbedingungen unserer geistigen Güter ausmacht. Auch der Künstler gelangt zum Genusse des Schönen nicht eher, ehe er sich nicht die Herrschaft über den Stoff erworben hat.

Diejenige Bemeisterung des Stoffes aber, welche die gemüthliche Vereinigung mit den Menschen von uns erfordert, besteht in dem Verständnisse, das wir uns von jeder uns gegenüberstehenden Natur, von ihren eigenthümlichen Anlagen und Aufgaben, von den Bedingungen ihrer Stellung und ihren mancherlei Nothwendigkeiten zu erwerben haben. Und wenn wir uns nun eine fremde Natur so zu eigen gemacht hätten, wenn sie uns so geläufig geworden wäre, daß wir wie über uns selbst und doch in ihrem eigensten Sinne über sie zu disponiren, ihr von dem Unseren zu geben und von dem Ihren

für uns zu nehmen vermöchten: könnte da wohl von Herrschaft und Knechtschaft die Rede sein? Würde es sich nicht um eine Herrschaft — oft gewiß um eine gegenseitige Herrschaft — des ureigensten Geistes eines jeden von beiden Theilen über beide, und damit in Wahrheit also nicht um Herrschaft, sondern um Liebe handeln? Und wenn es uns nunmehr durch die Art und Weise, mit der wir die verschiedensten Naturen verständnißvoll zu berühren wüßten, gelänge, dieselben harmonisch erklingen zu machen, — als ihr wahres Selbst in ihnen wirkend, das Schönste, das eine solche Natur zu sein und zu gewähren vermag, vielleicht gar erst ins Leben zu rufen: würde hierin nicht eine weit edlere Befriedigung unseres gemüthlichen Bedürfnisses gelegen sein, als in jener leeren — weil verständnißlosen — Anerkennung unser selbst, auf welche so oft unsere früheſten, noch mehr oder minder unverständigen Wünsche hinaus laufen?

Was dieses noch unentwickelte, noch unklare Liebesbedürfniß will, ist aber auch außerdem, wie schon mehrfach hervorgehoben worden, weit mehr auf eine Auflösung als auf eine Vereinigung der Individualitäten gerichtet. Wieder rückgängig gemacht soll die Vielheit der Naturen, in welche die Schöpfung das Menschengeschlecht zur Erfüllung seiner Aufgaben gespalten hat, viel mehr werden, anstatt daß man bemüht wäre, dieselbe zu einem organischen Ganzen zu erheben.

So lange also unsere Sehnsucht schlechtweg dahin zielt, ganz in Anderen *aufzugehen*, so lange wir uns auch Andere auf keine andere Art verbunden denken können, als daß sie ganz in uns *aufgehen*, so lange ist die Befriedigung dieses, man kann sagen, Faustischen Einheitsdranges allerdings unmöglich. Unmöglich, weil sie zu Anforderungen an uns und Andere führen würde, denen gegenüber wir ewig auf derselben Stelle



zu verharren uns gezwungen sähen und jeder uns umbildende Fortschritt ausgeschlossen wäre. Aber was sich so als unmöglich erweist, ist gar nicht die wahre Bedeutung unserer Wünsche, sondern ein Phantasiebild, welches einem falschen Verständnisse unseres Gemüthes entspringt. Denn wenn es unmöglich ist, die ganze Welt in unser Ich aufzulösen, so ist es doch sehr wohl möglich, durch liebevolle Theilnahme an dem Leben fremder Individualitäten und verständnißvolles Eindringen in dieselben unser Ich zu einer ganzen Welt zu erheben.

Das recht verstandene Faustideal besteht nicht sowohl in der Vereinigung alles Lebens in Einen Pulsschlag als vielmehr darin, jeden Pulsschlag theilen zu können, der irgend fremdes Leben bewegt. Und das, was in diesem erreichbaren Ideale von Schönem uns geboten wird, ist sicher weit höher anzuschlagen, als was wir in jenem unerreichbaren verlieren.

Denn möchte man sich die übereinstimmende Resonanz, der unser Ich nach jenem falschen Ideale aller Orten begegnen will, auch noch so großartig vorstellen: immer würde es sich dabei doch nur um die Resonanz zu einer einzigen Melodie handeln; einförmig würde sich uns also immer dasselbe wiederholen und alle lebensvolle Veränderung ausgeschlossen sein. Wenn wir dagegen die verschiedenen Individualitäten eine jede in ihrem ganz eigenthümlichen Thun und Bestreben bestehen ließen, es gelänge uns aber, an ihrem Sein und Werden ein liebevolles Interesse der Art zu nehmen, als ob auch mit uns vorginge, was mit ihnen vorgeht: so dürfte uns ein Reichthum des Lebens beschieden sein von unvergleichlicher Fülle, und wir würden tausend Leben leben im Laufe dieses unseres Einen Lebens. —

Wir können dem Einzelnen keine andere Art Liebe bezeigen,

wir können von dem Einzelnen ebenso keine andere Art Liebe annehmen, als die sich mit dem organischen Ganzen der Menschheit verträgt, an welchem alle verschiedenen Individualitäten lebendige Glieder sind. In einem Einzelnen die ganze Menschheit lieben zu wollen, wie es wohl gepriesen wird,

„Wer so ein Herz am Herzen hält,
Der liebt in ihm die ganze Welt.“

muß daher immer ein willkürliches Spiel des Gemüths bleiben; denn der Einzelne ist eben nicht „die ganze Welt.“ Aber eben so sehr würde sich freilich von dem wahren Ideale entfernen, wer nur jenes organische Ganze und nicht die Einzelnen lieben, und also, wie man dies auch wohl hört, sein Glaubensbekenntniß dahin resümiren wollte: Einzelne, die ich besonders schätzenswe.th gefunden, weiß ich nicht anzuführen; aber ich abstrahire auch von den Einzelnen ganz und liebe den Menschen im Allgemeinen, die Menschheit, deren Wohle ich, arbeitend in Staat und Wissenschaft, gerne meine Zeit und Kraft widme.

Eine solche Reflexion, nach welcher es möglich sein soll, die Menschheit nur in abstracto zu lieben, enthält einen Widerspruch in sich selbst. Denn eine allgemeine Menschheit abgesehen von den Einzelnen giebt es nicht; die Einzelnen bilden die Menschheit; so lange es mir also zweifelhaft sein sollte, ob die Einzelnen die von mir aufgewendete Mühe und Arbeit verdienen, würde ich auch für die Allgemeinheit nicht mit befriedigtem Herzen zu arbeiten in der Lage sein. Je mehr ich fände, daß alles Allgemeine dennoch am letzten Ende auf die Einzelnen bezogen werden müsse und denselben zu Gute komme, würden ja meine Kräfte erlahmen.

Es liegt aber auch solchem Raisonnement eine Selbsttäuschung zum Grunde. Wir haben, sofern wir so raisonniren,

eine gewisse Empfänglichkeit für das allgemein Menschliche und ein gewisses Verständniß dafür bereits gewonnen, und sind daher im Allgemeinen vou humaner Gesinnung erfüllt. Unsere Wissenschaft von dem, welches die einheitliche Substanz der Menschen ausmacht, ist aber noch eine unfertige; sie ist noch nicht ausgebildet genug, um uns zu gestatten, den einzelnen Fall der Anwendung ohne Schwierigkeit darunter zu subsumiren. Die Art, wie die Einzelnen sind und handeln, steht vielmehr noch fortgesetzt im Widerspruch zu unserer Vorstellung von dem, wie sie sein nnd handeln müßten, wenn wir mit ihnen harmoniren sollten. In dieser Lage, nicht gewillt einzugestehen, daß wir die größere Hälfte des Weges zum Ziele noch vor uns haben, flüchten wir zu dem unklaren Ideale einer abstracten Menschheit. Und wir ermüden nicht, unsere Differenzen mit den Einzelnen, in jedem besonderen Falle mit besonderen, angeblich in der zufälligen Natur derer, die uns dabei gerade gegenüber stehen, gelegenen Gründen zu entschuldigen: während wir mit den Einzelnen schwerlich so allgemein differiren würden, wenn dem nicht auch eine Ursache von allgemeiner Art zu Grunde läge. Wir vermögen ja gerade nur so zu erkennen, ob das Bewußtsein von der Einheit der Menschen in der That bereits schöpferisches Leben in uns gewonnen hat, oder ob uns die allgemeine Menschenliebe mehr noch als bloßes Problem gegenübersteht, daß wir zusehen, wieweit es uns bereits gelungen ist, befriedigende Beziehungen zu den Einzelnen zu schaffen und zu conserviren.

Aehnlich wie mit Dem, der noch nicht über die abstracte Menschheit hinausgekommen ist, verhält es sich schließlich mit Demjenigen, dem die Einzelnen nichts als Erscheinungen sind.

Der Ausgangspunkt unserer Entwickelung zum Menschheit-

lichen hin kann ja allerdings niemals ein anderer sein, als daß wir in gewissem Sinne aufhören, in den einzelnen Menschen selbstständige Wesen zu sehen. Wir lernen zunächst begreifen, daß das wahrhaft Wesentliche an ihnen ein anderes ist, als das, was uns unmittelbar als solches erschien und bei Jedem allemal ein schlechthin besonderes ist. Und wir gewinnen es über uns, dieses letztere aus unserer Liebe zu entlassen, und resignirend vielmehr zu ruhen in demjenigen, welches als das in allen Menschen Gleiche, das Göttliche in jeder geschaffenen Creatur erscheint. Der einzelne Mensch erscheint uns im Fortgange dieser unserer Entwickelung als nichts denn als der zufällige Träger weit über denselben hinausragender göttlicher Gesetze, als eine „endliche Darstellung des Universums.“ Und es ist diese Kraft des Abstrahirens und Resignirens die edelste Begabung unseres Gemüths, nicht nur nach der Richtung der Einigung der Menschen, sondern nach der unserer gesammten Lebensaufgaben hin.

Erfüllt von der Schönheit dieser ewigen Gesetze, die bestehen bleiben, auch wenn der Einzelne, in dem sie sich offenbarten, verschwindet, erheben wir uns über Tod und Verderben, und vermögen auch den herbsten Verlust zu verwinden.

Die Gefahr ist aber doch, daß wir ihn zu leicht verwinden. Wer eine allzu einseitige Vollkommenheit darin erlangt hat, überall resigniren, von allem abstrahiren, von allem einmal Erfaßten je nach Umständen auch wieder lassen zu können: von dem werden seine Freunde leicht die Empfindung haben, daß er ihnen nur mit halbem Herzen anhängt, und er selbst wird zu seinem Erstaunen gewahr werden, daß er im Grunde Niemand mehr um seiner selbst willen recht warm und innig liebt. Ganz natürlich. Denn wenn die Einzelnen nichts als

„Erscheinungen,“ „Phänomene,“ „Offenbarungen eines allgemeinen göttlichen Geistes“ sind, so haben sie ja für sich selbst keinen Werth, sondern das Werthvolle liegt lediglich in demjenigen, was bestehen bleibt, auch wenn sie verschwinden, in eben jenem allgemeinen göttlichen Geiste, der in ihnen erscheint oder sich offenbart. Wenn wir uns also stetig gewöhnen, nur ja keinen Einzelnen als unersetzlich anzusehen, so muß sich allmälig eine Gemüthsstimmung in uns erzeugen, in welcher uns Jedermanns Liebenswürdigkeit als eine schattenhafte erscheint.

„Nicht an die Güter hänge Dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz!“

Gewiß sehr schön. Aber doch nur insoweit schön und wahr, als das Gute nicht der Feind des Besseren ist. Denn um uns den mit einem großen Verlust verbundenen Schmerz zu ersparen, dürfen wir nicht etwa so thun, als hätten wir, was wir alles in Zukunft möglicherweise verlieren können, heute schon verloren. Ohne frische Empfänglichkeit für Sinnenreiz giebt es keinen Genuß, und ohne ein kräftiges Begehrungsvermögen keine Thätigkeit und keinen Erfolg.

Auf allen Gebieten unseres Lebens hat sich deshalb, so bald wir auf einem bestimmten Punkte unserer Entwickelung angelangt sind, eine gewisse Umkehr vom Uebersinnlichen zum Sinnlichen hin zu vollziehen. Wir müssen verstehen, daß das, was man als geistige Güter im Gegensatze zu sinnlichen zu bezeichnen pflegt, doch in Wahrheit nichts Anderes ist als ein höheres Leben eben jener unserer sinnlichen und vergänglichen Natur; von welcher es daher nur insoweit abstrahiren kann, als es die Sinnlichkeit zu harmonischem Zusammenwirken mit ihm umgestaltet.

Abgetrennt von aller Sinnlichkeit giebt es keine geistigen Güter. Und dies auf das Verhältniß vom Menschen zum Menschen angewendet: Außerhalb der Einzelnen giebt es keine göttlichen Gesetze, die in ihnen zur Erscheinung kämen, sondern die Einzelnen sind diese göttlichen Gesetze selbst. Es bildet dieses göttliche gesetzmäßige Wesen ihre höhere Natur, welche allgemeiner Art ist, insofern als Jeder sich derselben theilhaftig machen kann, aber doch auch mit dem Einzelnen selbst zu Grunde geht. Der natürliche Mensch ist daher nicht als bloßes Phänomen anzusehen, sondern er hat an sich selbst Werth. Und nicht nur der Mensch selbst hat einen solchen idealen Werth, sondern auch alles Einzelne an ihm, alle die mancherlei Eigenschaften, Kräfte und Anlagen seines natürlichen Wesens, die alle, in den Dienst des Geistes genommen, sich zu besonderen, in ihrer Art unersetzlichen, idealen Werthen ausbilden lassen.

Es ist dieses Interesse an dem Einzelnen und Kleinen, welches der resignirten, oder wenn man will religiösen Stimmung vorzugsweise abgeht. Erfüllt von einem abstracten Göttlichen, kann die resignirte Gemüthsrichtung nicht unterlassen, bei allem Natürlichen, das uns anzuziehen sucht, an dasjenige zu denken, dem gegenüber es absolut nichtig erscheint. Aber die Menschen werden uns nie als ihnen wahrhaft angehörig betrachten, so lange wir ihnen unser Herz mit solchen Reserven schenken. Sie werden uns als ihre Freunde erst gelten lassen, wenn wir von jener — als Entwickelungsphase zwar nothwendigen, aber starr festgehalten mehr zu einem heroischen Sterben als zu gesundem Leben befähigenden — Stimmung zur Wiederbelebung aller natürlichen Empfänglichkeiten und Impulse zurückgekehrt sind. Erst, wenn wir frisch und kräftig Theil nehmen an jeglichem Schönen, das in ihrer Natur gelegen ist, wenn wir, gebildet durch

ein im Ueber- und Unterordnen der verschiedenen Werthe arbeitsvoll verbrachtes Leben, und in unserm gereiften Gefühl nunmehr sicher, daß wir uns nicht mehr an Unwürdiges verlieren können, uns unmittelbar und kritiklos gefangen geben dürfen jedem berechtigten Reize, den sie auf uns ausüben: werden wir warme und wahrhaft herzliche Beziehungen zu ihnen herstellen können. So lange wir es soweit noch nicht gebracht haben, mag man uns vielleicht Liebe zu Gott nachrühmen, aber daß wir auch die Menschen lieben, wird man nicht von uns sagen dürfen.

Ueber die politische Freiheit.

Unsere Zeit bewußter Concentration, die, auf den Schultern von achtzehn und mehr Jahrhunderten stehend, sich wählerisch nährt von der ganzen Fülle dessen, was der Menschengeist in solcher langen Frist geschaffen, wird materialistisch und selbstsüchtig gescholten. Es ergeht ihr darin nicht anders, als bei einem Höhepunkte menschlicher Entwicklung natürlich ist. Denn wenn eine Zeit überhaupt durch einen ungewöhnlichen Reichthum von Kraft und und Leben sich auszeichnet, so wird diese Kraftfülle möglicherweise auch ihren Abirrungen zu Gute kommen; auch das allezeit Fehlerhafte, das Treiben der Selbstsucht und dessen Apologie mittelst materialistischer Speculationen, wird sich zu solcher Zeit einer Blüthe und Vollkommenheit erfreuen, wie man sie bis dahin vielleicht noch nicht gekannt hat.

Wer nun Erscheinungen dieser Art heute wahrnimmt und durch das Neue und Fremdartige daran sich verleiten läßt, in ihnen die specifische Eigenthümlichkeit der heutigen Zeit zu erblicken, mag gewiß leicht zu der Vorstellung gelangen, als lebe er in einer materialistischen Weltepoche. Es liegt aber auf der Hand, wie einseitig und unberechtigt dergleichen Urtheile ausfallen müssen, die sich auf Grund eines beliebigen Neuen, von früheren Zeitläufen Abweichenden, das sie an ihr aufgefunden,

für Gesammtansichten der heutigen Zeit ausgeben, ohne auch nur einmal zu untersuchen, ob diese Zeit nicht auch nach der entgegengesetzten Richtung hin allerlei neue Erscheinungen hervorgebracht hat, und ob die Summe der letzteren nicht eine weit schwerer ins Gewicht fallende als die der ersteren ist.

Wenn etwas dazu dienen mag, den idealistischen Geist unserer Zeit recht glänzend zu veranschaulichen, so ist es gewiß die von unsern Vorfahren kaum geahnte Vertiefung und Verinnerlichung, welche überall in unsern Tagen das politische Leben erfahren hat. Nie früher hat es eine so allgemeine Theilnahme jedes Privaten an dem Schicksale seines Volkes, eine so weitverbreitete Hingabe des Einzelnen an die Interessen der Gesammtheit seiner Landsleute gegeben. Keine frühere Periode der Geschichte hat so massenhafte Beispiele von Aufopferung für den Staat, von standhaftem Ertragen im Interesse des Staates überzeugungstreu übernommener Leiden gesehen als das neunzehnte Jahrhundert.

Freilich ist eine veränderte Auffassung von dem Staate mit dieser begeisterten Hingabe an denselben Hand in Hand gegangen. Man hat einen Einfluß auf denselben, einen Antheil an seiner Regierung gefordert, und gemäß diesen Ansprüchen sind die politischen Einrichtungen umgebildet worden. Jene Forderungen enthalten aber nicht mehr und nicht weniger, als was wir auch sonst in jedem sittlichen Verhältnisse des Dienstes zu verlangen haben. Wo irgend wir uns aus sittlichen Gründen beschränken, da soll sich dies als eine Beschränkung unseres niederen zu Gunsten eines eben dadurch zu erlangenden höheren Selbst darstellen. Wo wir es also fertig bringen, so weit bloßes Organ einer Gemeinschaft zu sein, daß wir nichts als eben das Beste dieser denken, thun oder empfinden, da soll der Lohn

dieser Hingabe auch darin bestehen, daß wir in einer solchen Gemeinschaft fortan ein eigenes höheres Leben wiederfinden, daß wir, die Seele derselben zu sein, berechtigt erachtet werden, oder doch wenigstens dieselbe mitbeseelen helfen.

Weit entfernt daher, daß durch die Ansprüche, welche Seitens des patriotischen Bürgers in seinem eigenen Interesse an die Mitleitung des Staates erhoben werden, dessen Aufopferung und Hingabe für denselben im Werthe herabgesetzt würden, so erhalten sie vielmehr dadurch erst ihre volle sittliche Berechtigung.

Und indem der Idealismus unserer Tage diese doppelte Erscheinung hervorgerufen hat, den leidenschaftlichen Drang der Massen, sich ihrer Zusammengehörigkeit in großen Volksganzen bewußt zu werden, und das Streben eines Jeden, in diesen Ganzen sich mitbestimmend zu bethätigen, so kann man sagen, ist es seine größte That gewesen, daß er den sittlichen d. i. den wahren Begriff vom Staate erst jetzt entdeckt und ins Leben gerufen — oder, wenn man meint, daß dies im antiken Leben und sonst vorübergehend schon früher geschehen sei, wieder ins Leben gerufen hat, den Begriff nämlich von dem Staate als von einem Reiche der politischen Freiheit.

Die politische Freiheit ist hiernach also weder eine Ausgeburt schwärmender Phantasie, noch kann sie überhaupt als eine Forderung angesehen werden, welche einzelnen Parteien oder Gruppen denkender Menschen eigenthümlich wäre. Sondern es handelt sich bei ihr um ein moralisches Postulat, welches eben darum alle Parteien nothwendig zu dem ihren machen müssen.

Sehen wir doch zu, ob es irgendwo eine geist- und lebensvolle Verbindung verschiedener Elemente in anderer Weise giebt, als daß, was darin in einer Beziehung als Mittel dient, in

anderer auch wieder an seinem Theil als Zweck der ganzen Verbindung anerkannt wird. Im physischen Leben verhält es sich so, in welchem die Glieder und Organe, welche das Zustandekommen des Ganzen vermitteln, zugleich auch ein jedes die Rolle des Ganzen spielen. Und die Harmonie des Schönen im einzelnen moralischen Menschen wird auch auf keine andere Weise zu Stande gebracht, als daß Geist und Natur ein gegenseitiges Unterthänigkeitsverhältniß mit einander eingehen, welches, weit entfernt, diese zwei Willen in ihrer organischen Selbstständigkeit zu schädigen, vielmehr ein jedes von ihnen erst auf die volle Höhe dessen, was es in Wahrheit zu sein vermag, erhebt. Es beweist dies also das Vorhandensein eines allgemeinen geistigen Gesetzes, das in ähnlicher Weise auch von jeder organischen Gemeinschaft, in welche der einzelne Mensch mit andern Menschen tritt, und also auch von dem politischen Leben gilt. Und für dieses letztere lautet es objectiv angewendet: Der Einzelne ist nur verpflichtet, Opfer für den Staat zu bringen, also Mittel für denselben zu sein, sofern er auf der anderen Seite auch wieder Zweck desselben ist, d. i. ihm Vortheile aus der Gemeinschaft erwachsen, und subjectiv: Keine Regierung darf, sofern anders die Gemeinschaft eine des Menschen würdige, geist- und lebensvolle bleiben soll, von der Einwirkung des Einzelnen auf dieselbe völlig unabhängig gestellt sein, Jeder muß vielmehr, soviel Pflichten ihm auch das Wohl des Ganzen auferlegt, doch auf der andern Seite stets ein gewisses Gefühl seiner Mitherrschaft im Staate haben können.

Mancher, der die ideale Berechtigung dieser Argumentation zugiebt, erachtet sie doch wegen der Natur der Menschen auf das politische Leben unanwendbar. Nach dieser Meinung sind die Menschen zu unvollkommen, ja zum Theil auch positiv zu

schlecht für die Freiheit. Wenn erst über öffentliche Angelegenheiten der unberechenbare Wille des Volkes bestimmen soll, so meint man, würden die Schlechten sehr leicht die Uebermacht im Staate erlangen. Deshalb sollen wenige Gute, frei von aller Verantwortung, das Geschäft des Regierens allein besorgen.

Aber wenn die Menschheit im Allgemeinen nicht viel taugt, wer bürgt denn dafür, daß nicht diese Schlechtigkeit auch die gerade Regierenden, und diese vielleicht mehr als die Anderen ergreife? Und überhaupt, wenn man kein Vertrauen zu den Menschen hat, durch welche Mitttel würde man sich denn alsdann eine solche irgendwo zufällig vorhandene oder künstlich begründete Regierung der wenigen Guten auf die Dauer erhalten denken?

Wenn man davon ausgeht, daß in der sich selbst überlassenen Gesellschaft die Guten nach Kraft und Anzahl nicht in der Lage sind, die Schlechten niederzuhalten, so steht ja doch zu fürchten, daß sie auch in der künstlich organisirten dazu nicht auf die Dauer im Stande sein werden. Denn jede solche Organisation vermag doch nur der allgemeinen Beschaffenheit der Menschennatur die Kraft ihres Bestehens zu entnehmen.

Man sieht, daß die Schlechtigkeit der Menschen als Grund für die Unmöglichkeit der Freiheit nicht geltend gemacht werden kann. Dieser Grund würde zu viel beweisen. Hält man die Menschen für schlecht, so negirt man damit nicht bloß die Freiheit, sondern die Möglichkeit jedes dauernden Staatswesens, und auch nicht einmal diese allein, sondern jede schöne und sittliche Gemeinschaft der Menschen, die Geltung von Recht und Sitte, und die Herrschaft des Guten in der Welt überhaupt. Denn dies Alles hat zu seiner nothwendigen Voraussetzung die Annahme, daß die guten Kräfte der Menschheit die schlechteren

in derselben überwiegen, daß das Gute im Allgemeinen dem Schlechten gegenüber sich siegreich erweist, und daß die Menschheit mit Hülfe dessen in dem fortgesetzten Ausbau eines vernünftigen Lebens begriffen ist.

Was sich aus den angestellten Betrachtungen ergiebt, ist dagegen etwas ganz Anderes als das, zu dessen Beweise sie dienen sollten. Statt ein Argument gegen die Freiheit abzugeben, zeigen sie vielmehr, wie absolut nothwendig es ist, daß jeder Politiker zu der Frage, ob die Menschen im Grunde gute oder schlechte Wesen seien, eine bestimmte Stellung einnehme. Sie beweisen die Grund legende Bedeutung des Glaubens an die Gutartigkeit der Menschen im Allgemeinen für die ganze Staatswissenschaft, und thun somit die Unstatthaftigkeit jenes dieser Frage gegenüber neutralen Standpunktes dar, der sich wohl noch ganz besonders weise dünkt, wenn er sich dahin formulirt, daß es in Wahrheit weder gute noch schlechte, sondern nur solche Menschen, die in manchen Beziehungen gut und in anderen schlecht und also gut und schlecht zugleich seien, gebe.

Allerdings soll der Staat dazu dienen, die Guten den Schlechten gegenüber zu schützen und bei Jedermann das Hervortreten eines etwanigen schlechten Willens zu verhindern. Er erscheint also insofern, weit entfernt, daß er von dem willkürlichen Belieben der Einzelnen abhängig wäre, vielmehr als eine Anstalt, welche Gewalt über die Einzelnen hat. Der *vernünftige* Wille der Einzelnen soll im Staate herrschen, nicht deren Wille schlechthin. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn Hegel die Staatsgewalt zwar den Repräsentanten des *allgemeinen* Willens nennt, diesen letzteren aber sehr bestimmt von dem Willen *Aller* begrifflich unterschieden wissen will. Denn es könnte ja möglicherweise einmal etwas die Unterstützung einer

großen Anzahl von Personen finden, welches doch deren wohlüberlegtem und wahrem Willen nicht entspräche. Dies würde also insofern nicht der allgemeine Wille sein, während umgekehrt das Vernünftige, was Jemand auch nur vereinzelt wollen sollte, stets soviel von einem allgemeinen Willen an sich hat, als allemal auch alle Uebrigen dasjenige, was zu ihrem Besten dient, auch wenn sie es im gegebenen Falle nicht wollen sollten, so bald sie nur erst recht in sich gingen, oder in sich zu gehen vermöchten, als ihrem wahren Willen entsprechend anzuerkennen gezwungen sein würden.

Allein es darf doch diese Betrachtungsweise niemals, ihres Ausgangspunktes vergessend, etwa bei dem Resultate anlangen, daß es überhaupt nur auf einen vernünftigen Willen, d. i. auf eine vernünftige Regierung im Staate ankomme, und von dem Willen der Einzelnen gänzlich abgesehen werden könne. Zum Begriffe eines allgemeinen Willens gehört doch zunächst immer, daß dieser Wille Allen gemein sei. Es ist zuzugeben, daß mit dieser Gemeinsamkeit sich sein Begriff noch nicht erschöpft, daß dieselbe vielmehr, wie man in der Schulsprache zu sagen pflegt, erst sein erstes Begriffs-Moment ist, aber dieses Moment, so weit man darüber auch in der Folge hinaus gehen mag, darf doch nie völlig verloren gegeben, sondern es muß in gewissem Grade erhalten resp. auf neue Art wiedergewonnen werden, wenn es überhaupt bei der Definition des Staates als einer Organisation des allgemeinen Willens verbleiben soll.

Der Wille einer Vielheit von Einzelnen, ungeschult und ungeschickt, wie er sich zunächst erweist, vermag noch nicht als ein einheitlicher, vernünftiger, allgemeiner Wille aufzutreten. Es mangelt ihm die Einsicht und die rechte Empfänglichkeit in

Hinsicht des allgemeinen Besten. Auch absorbirt die technische Schwierigkeit, überhaupt nur einmal erst einen einheitlichen Willen d. i. eine Regierung herzustellen, dermaßen die bei noch unentwickelten Völkern vorhandene politische Intelligenz, daß sie schon aus diesem Grunde darauf verzichten müssen, alles, was Ziel der Staatenbildung ist, so zu sagen, auf ein Mal zu erreichen.

Bei den verschiedensten Staaten nimmt daher der Regel nach die historische Entwickelung zunächst die einseitige Richtung der Verwirklichung des allgemeinen Besten. Zufällige Verhältnisse der Kraft und Intelligenz entscheiden darüber, wer die Regierung an sich zu nehmen und das politische Leben im Sinne dieses allgemeinen Besten zu organisiren hat.

Allein, wenn der Staatsbegriff nicht verloren gehen soll, so muß demnächst eine Rückkehr desselben zum Ausgangspunkte seiner Entwicklung stattfinden. Die Organisation des allgemeinen Besten muß, wenn auch in einem höheren Sinne, wieder Organisation des allgemeinen Willens werden. Und damit dies geschehe, müssen Einrichtungen geschaffen werden, welche dem Einzelnen jedenfalls da eine Einwirkung auf den Staat offen lassen, wo sein Wille in der That auf jenes allgemeine Beste gerichtet ist, und welche demjenigen, welcher auf dem diesem entsprechenden vernünftigen Standpunkte steht, oder einem Jeden, insoweit er das Vernünftige will, die Möglichkeit gewähren, mit dem lebendigen Bewußtsein, daß es nichts als sein eigener wahrer Wille sei, der ihn im Staate beschränke, sich zu erfüllen.

Der Grundsatz, daß es nicht sowohl darauf ankomme, wer regiere, sondern, zumal da dies der Natur der Sache nach ohnehin nicht Jedermanns Sache sein könne, vielmehr nur zu wünschen sei, daß gut regiert werde, — Alles für, nichts durch das Volk — hat auch bei uns in Deutschland lange

Zeit gegolten. Das allgemeine Beste ist noch zu Anfang des Jahrhunderts als alleiniger, unmittelbar und direct und ohne alle Rücksicht auf das subjective Element der Intelligenz und des Willens der Einzelnen zu verwirklichender Staatszweck betrachtet worden. Allmälig aber hat man sich überzeugt, daß man der Freiheit doch auch aus Gründen des allgemeinen Staatswohles bedürfe. Man hat die Erfahrung gemacht, daß, wenn man den Einzelnen in die Lage bringt, mittelst des Staates etwas des Strebens Werthes sein, mittelst seiner Angehörigkeit an denselben einen erhöhten Inhalt in sein Leben bringen zu können, man eben dadurch eine geistige Mitarbeit an allen politischen Aufgaben und zugleich eine Opferfreudigkeit jedes einzelnen Bürgers erzeugt, welche dem Staate einen unvergleichlichen Kraftzuwachs zuführen.

Und in der That, ganz abgesehen davon, daß die rechte Einsicht in das allgemeine Beste, das Vernünftige, welche Niemand ausschließlich eigen ist, sich doch immer nur aus dieser allgemeinen geistigen Arbeit eines ganzen Volkes als letztes Resultat ergeben kann, — worin sollte der Inhalt desselben, des Staatswohls, wohl bestehen, wenn die Freiheit nicht mit hinein gehörte?

Die Gegner der letzteren pflegen die Beweglichkeit eines freien Staatslebens hauptsächlich im Interesse dessen zu fürchten, was ein Jeder etwa in Ruhe und Behaglichkeit genießt.

Mit den materiellen Gütern ist doch aber der Inhalt des Lebens nicht erschöpft. Sonst würde man ja den Socialisten nichts entgegnen können, wenn sie in der ungleichen Vertheilung dieser Güter ein ewiges Unrecht und einen sich immer erneuernden Rechtstitel zur Bekämpfung jedes vernünftigen Staatswesens erblicken.

Vielmehr hat der Staat eben so sehr auch für die geistigen Interessen des Volkes zu sorgen. Und daß eine Maßregel aus der freien Ueberzeugung der Bürger hervorgegangen, daß ein Gesetz dem Willen der Bürger gemäß erlassen sei, hat unter diesem Gesichtspunkte ganz dieselbe Wichtigkeit, wie daß dergleichen an sich gut sei. Ja es kann bei vielen Angelegenheiten dem Staatswohl mehr entsprechen, daß dieselben unter möglichst allgemeiner Mitwirkung des Volkes, als daß sie nach einem objectiven Maaßstabe der Vortrefflichkeit geordnet werden, — selbst wenn das Ergebniß, das hierbei erzielt wird, unverkennbar hinter dem Wünschenswerthen zurückbleiben sollte. Denn die Befriedigung der Bürger in ihrem Verhältnisse zum Staate, ihre Würde bezüglich ihrer Stellung zu demselben und ihre Freude an demselben müssen immer für den höchsten der Zwecke des Staatswesens gelten.

Dadurch aber, daß wiederholt im Staate etwas gegen die allgemeine Meinung oder doch außer aller Beziehung auf das Verständniß der Mehrzahl der Bürger geschähe, könnte der Staat leicht dem Einzelnen entfremdet, der Genuß des Staatslebens diesem verkümmert und insofern das Staatswohl nicht selten mittelbar mehr geschädigt werden, als es durch den unmittelbaren Nutzen solcher vielleicht an sich guten Maßregeln gefördert werden würde.

Es kommt hierzu der große Einfluß, den die Freiheit auf das gesammte Culturleben einer Nation ausübt. Völker, denen die Mitwirkung bei den wirklich großen und bedeutenden Angelegenheiten nicht gestattet ist, welche das Staatsleben mit sich bringt, haben kaum eine andere Wahl, als entweder ausschließlichem Sinnengenuß sich in die Arme zu werfen, oder die kleinen Ereignisse ihres privaten moralischen Lebens zu dem Ansehen

von großen Staatsactionen aufzubauschen. So entstehen also die Empfindsamkeit, die Selbstbespiegelung, die Schönseligkeit, wie wir sie noch im Anfang des Jahrhunderts in Deutschland haben floriren sehen. Denn ihres natürlichen Wirkungskreises beraubt, sind gerade die tieferen und die schwungvolleren Naturen genöthigt, in superstitiöser Frömmelei, oder aber in einer Speculation, welche aus Mangel an Stoff und an Praxis auf die Dauer immer mehr in ein ästhetisches Spiel mit formalen Begriffen ausartet, altjüngferlich etwas zu suchen, das sie ausfüllt.

Im Allgemeinen, kann man sagen, ist die Ausschließung eines Volkes von der Politik eben so sehr wie dem Character und dem gesunden Gefühl desselben auch der Ausbildung seiner Ideen nachtheilig.

Denn allgemeine Ideen erscheinen im unfreien Staate wie ein Luxus, zu dessen Pflege kaum eine Veranlassung vorliegt. Für den Dienst der Regierung bedarf man ihrer nicht. Die Beamten bearbeiten von dem weit verzweigten Gebiete der staatlichen Aufgaben ein jeder nur ein ganz begrenztes Stück ohne Einsicht in den Zusammenhang des Ganzen und jedenfalls ohne Verantwortlichkeit für denselben. Für diese erschöpft sich also alles Wünschenswerthe in Fachwissenschaften, positiven Kenntnissen und mechanischen Fertigkeiten. Die Umständlichkeit und Bedenklichkeit eines philosophischen Kopfes würde hier sogar einen Uebelstand bilden können.

Andererseits ist das Familienleben seiner eigenthümlichen Natur nach kaum geeignet, für sich allein die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit klarer und zusammenhängender Ansichten in Betreff der Grundbedingungen unserer Existenz hervorzurufen. Wir behalten hier die Dinge zu lange in der Hand, sind zu

oft im Stande, dem heute Versehenen bei einer späteren Gelegenheit wieder abzuhelfen, als daß wir nicht der Täuschung uns hingeben sollten, hier mit dem bloßen natürlichen Instincte ganz leidlich auszukommen.

Erst die großen Fragen der sogenannten hohen Politik, der inneren wie der äußeren, und das Bedürfniß des Herzens, wie es in einem freien Staate jedem Patrioten natürlich ist, in diesen Dingen Partei zu ergreifen, nöthigen uns, unsere Ansichten von den höchsten Werthen des Lebens und von dem Verhältniß der verschiedenen Mittel und Zwecke zu einander auf die feste Form von Begriffen zu bringen. Hier genügt es ja natürlich nicht mehr, das Gute, das Richtige bloß zu wissen, sondern man muß es den verschiedensten Gegnern gegenüber zu vertheidigen verstehen, und es handelt sich auch häufig nur darum, allgemeine Normen aufzustellen, deren Ausführung hernach Andern überlassen werden muß. Im freien Staate tritt an Jedermann die Aufforderung heran, er möge sonst Neigung dazu haben oder nicht, über das Leben und dessen Zusammenhang nachzudenken, d. i. mit Einem Worte zu philosophiren. Was man allgemeine Bildung nennt, und was freilich in Deutschland unter allen Umständen eine gewisse Rolle gespielt hat, tritt damit, alles ästhetischen Scheinwesens entkleidet, erst in sein volles Recht, erlangt erst seine wahre ethische Bedeutung.

Dazu tritt, daß in der praktischen Bewegung des politischen Lebens alle falsche Weisheit ihr Correctiv findet. Alle bei der trüben Lampe des Studirzimmers ausgeklügelte unwahre Theorie zerschellt ohnmächtig an der Kritik der Thatsachen, an dem öffentlichen Urtheil und dem Mangel des Erfolges. Es giebt daher auch schwerlich ein Zweites, welches den Unterschied zwischen falscher und wahrer Tüchtigkeit so anschaulich zu machen

im Stande wäre wie gerade ein freies Staatsleben, — welches so scharf hervortreten ließe, wo irgendwo Jemand der Lorbeer höchsten Ruhmes, und wo einem andern, ebenfalls hervorragenden Manne doch nur der eines relativ geringeren gebührt!

Im Privatleben nimmt man nicht selten den guten Willen für die That. Ein widerspruchsvolles, allerlei entgegengesetzten Anwandlungen zugängliches Wesen erscheint wohl gar interessant. Aber nur die vollendete Durchbildung des Characters vermag in weiten Kreisen die Menschen zu bewegen und sie bei einem bestimmten Wollen dauernd festzuhalten. Wer in einem freien Staate führend auftritt, auf wen in einem solchen zahlreiche Gesinnungsgenossen vertrauend ihre Sache gestellt haben, der darf nicht unberechenbar sein. So vollständig haben wir uns seine Auseinandersetzung mit den verschiedenen Werthen des Lebens zu denken, so fest und unverrückbar die Stellungen, die er zu den mannigfachen Gegensätzen innerhalb desselben einnimmt, daß es ihm eben dadurch unmöglich gemacht ist, etwa auf halbem Wege zu bestimmten Zielen hin plötzlich eine ganz entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. Und da er im Geiste seiner Principien nicht bloß denken, sondern auch handeln, da er im schnellen Wechsel der Situationen neuen Dingen gegenüber auch allemal selbst ein Neuer sein, und doch der Alte bleiben soll, so genügt es nicht, daß er die Consequenzen seiner Denkweise sich in eine fertige Theorie gebracht hat, sondern es müssen dieselben Fleisch und Blut in ihm geworden sein. Der politische Character vermag nur zu reüssiren, wenn er lebt und webt in der Sache, die er vertritt, wenn er so auch ist wie er denkt. Alles dies aber spielt sich vor Tausenden ab und gelangt den weitesten Kreisen zum Bewußtsein.

Nicht der geringste Vortheil, der einem Volke aus einem

freien Staatsleben erwächst, wird demnach in der allgemeineren Verbreitung richtiger Vorstellungen über Kopf und Herz und die untrennbare Verbindung von Character- und Verstandes-Bildung gefunden werden dürfen. Auch anderwärts werden wir fortan diese Harmonie doppelt schätzen und weit seltener einen Character bewundern, welcher nichts zu leisten vermag, und ein Talent gelten lassen außer Verbindung mit einem Character.

Namentlich muß dies auch dem literarischen Leben und dem Kunstgeschmack zu Gute kommen. Die allgemeine und durchgreifende Auseinandersetzung des Aechten und Soliden mit demjenigen, was bloß glänzt und scheint, muß auch hier überall in die ersten Stellen dasjenige rücken, was irgendwo ein bedeutender Mensch in seiner Ganzheit geschaffen hat —, wie ja auch ein Blick auf die öffentliche Meinung in Deutschland zeigt, daß wir in der That die literarischen Größen unserer Vergangenheit heute ganz anders würdigen und anders rangiren, als noch vor dreißig Jahren geschah.

Nachdem bisher die allgemeine Bedeutung der politischen Freiheit entwickelt, und gezeigt worden ist, welche segensreichen Wirkungen sich nach den verschiedensten Seiten hin mit derselben verknüpfen, wird vielleicht erwartet werden, daß noch des Näheren davon die Rede sei, was unter dieser Freiheit denn nun im genaueren Sinne verstanden werden solle?

Wie viele und welche Rechte also dem einzelnen Bürger zustehen, oder welche Einrichtungen sonst in einem Staate getroffen sein müssen, damit derselbe ein freier genannt werden könne?

Hierauf eine allgemeine Antwort zu geben, hat große Schwierigkeit, weil je nach der Verschiedenheit der einzelnen

Staaten, den verschiedenen Bedingungen ihrer geographischen Lage und sonstigen äußeren Beschaffenheit, der Natur ihrer Bewohner und den Ueberlieferungen historisch überkommener Zustände auch ihre allgemeine Einrichtung wird eine andere sein und dasjenige, was an diesen Einrichtungen mit Rücksicht auf den Freiheitsbegriff zu ändern ist, sich wird verschieden gestalten müssen.

So viel indeß läßt sich ganz allgemein sagen und geht schon aus dem bisher Entwickelten hervor, daß man das Freiheitsideal ganz falsch auffassen würde, wenn man zu Gunsten eines natürlichen Hanges nach Ungebundenheit oder eines natürlichen Widerwillens gegen Gewalt und Zwang die Aufgaben des Staates nach Möglichkeit beschränken und das Gebiet seiner Wirksamkeit einengen wollte. Nicht um die natürliche Freiheit handelt es sich, sondern um die Freiheit als Culturaufgabe. Nicht daß es verdienstlich wäre, Rechte zu behaupten, welche dem Einzelnen oder einzelnen Ständen als solchen im Gegensatze zum Staate zustehen sollen, — mögen sie sonst auf Grund der Natur oder historischer Verbriefung in Anspruch genommen werden. Sondern Rechte zu schaffen gilt es, welche dem Einzelnen im Staate, d. i. dem Einzelnen als einem dem Ganzen desselben lebensvoll eingeordneten Gliede zustehen, und also einen Staat mit möglichst selbstständigen Gliedern ins Leben zu rufen. Die Freiheit ist nicht der einzige Zweck des Staates. Dieser ist vielmehr, so weit er über die primitiven Bedürfnisse der Noth hinaus in seiner Entwickelung vorschreitet, vor Allem ein Werk der Liebe, deren Bereich gar nicht weit genug ausgedehnt werden kann. Der Staat ist die Form für eine besondere Art geistigen Lebens, an welchem der Einzelne eben nur vermöge seiner Hingabe an ein größeres

Ganzes Theil hat. Im Staate faßt sich das Volk zu einer einheitlichen Persönlichkeit zusammen, deren Größe und Glanz auf den Einzelnen zurückstrahlt, der er aber ohne Gefährdung des Werthes derselben nicht anders angehören kann, als sofern er an seiner Einzelexistenz Opfer bringt und mit Leib und Seele dem Lebensgesetze eben dieses ihn mit in sich aufnehmenden organischen Ganzen unterthan ist.

Eben darum darf die Devise der Freiheit nie lauten: „Los vom Staate!" Und ebenso wenig darf man das Freiheitsideal isoliren wollen. Dem Raffinement des modernen Bewußtseins entspricht es, ein jedes einzelne mit Wärme aufgenommene Schöne ohne alle Rücksicht auf die übrigen Ideale des Lebens abstract durch alle Consequenzen treiben zu wollen. Der Staat verfolgt indessen sehr verschiedene Zwecke. Er hat Ordnung und Gerechtigkeit zu sichern, für die Cultur im Innern zu sorgen, soweit dazu die Kräfte der Einzelnen nicht ausreichen, und sodann dem Volke eine Stellung in der Welt und dem nationalen Geiste den ihm gebührenden Einfluß in der Gesellschaft der Völker überhaupt zu verschaffen. Wer nun den einen oder andern dieser Zwecke nicht würdigt, wer kein Verständniß oder keine Liebe für die Gesammtheit dieser großen vom Staate vertretenen Interessen hat, dem kann es kein schweres Geschäft dünken, die Freiheit zu organisiren. Im Allgemeinen aber ist es gerade als der characteristische Zug des germanischen Wesens zu betrachten, daß ein jedes Gute nur im Zusammenhange aller Culturzwecke aufgefaßt und gewollt wird. Bei uns strebt man mit Recht eine organische Entwicklung des gesammten Culturlebens der Nation an. Der abstracte Radicalismus ist daher undeutsch. Und er führt, wie die Geschichte unserer Nachbarn zeigt, gerade indem er seinem Ziele am nächsten zu sein glaubt,

zur Commune, d. i. zur Auflösung des Staates, zum Ausgangspunkte aller Staatenbildung zurück, zu kleinen leistungsunfähigen Genossenschaften.

Alle können sich nun selbstverständlich an der Staatsregierung nicht betheiligen. Dazu nehmen unsere heutigen Staaten einen viel zu großen Raum ein. Es sind zwar in einigen derselben neuerlich wiederholt politische Fragen von Bedeutung der Entscheidung durch Volks-Abstimmung unterbreitet worden. Allein solche allgemeine Abstimmungen können für einen Ausdruck des Gesammtwillens nicht gelten. Ein jeder Einzelne hat ja das Bedürfniß, ehe er sich entscheidet, mit den Anderen sich über den Gegenstand der Beschlußnahme zu berathen. Ein wirklicher Nationalwille würde sich also hinsichtlich einer jeden Angelegenheit erst aus einer in diesem Umfange unmöglichen allgemeinen Debatte über dieselbe ergeben können. Und selbst, wenn man annehmen wollte, daß diese Debatte durch Verhandlungen über die Sache in den Zeitungen und lokale Besprechungen einigermaßen ersetzt werden könne, so würde die Freiheit der Entschließung eines Jeden doch immer durch die Fassung der zur Abstimmung gestellten Frage beschränkt bleiben. Auf diese Fragestellung dem Einzelnen Einfluß zu verschaffen, dafür giebt es keine Form, er ist genöthigt, eine bestimmte ihm gemachte Proposition nur schlechthin zu bejahen oder zu verneinen, es fehlt ihm die Gelegenheit zu Abänderungs-Anträgen, und dadurch ist es ihm unmöglich gemacht, den wahren Inhalt seines Willens zur Geltung zu bringen.

Man findet daher im modernen Leben das Wesentliche einer freien Staats-Verfassung in dem Repräsentativsysteme. Fast in allen civilisirten Staaten werden heute districtweise gewählte Vertreter des Volkes zu gesetzgebenden Versammlungen ein-

berufen. Dem Einzelnen steht hier eine directe Theilnahme an der Staats-Regierung nicht zu, er übt aber doch einen bedeutsamen indirecten Einfluß auf dieselbe aus, indem er einen Mann seiner Wahl in dieselbe abordnet.

Man ist ferner geneigt, anzunehmen, daß diese letzte Art der Mitwirkung auch der geistigen Beschaffenheit des gemeinen Mannes am Besten entspreche, dessen Verständniß öffentlicher Dinge mehr ein allgemeines und unbestimmtes, dem Detail der Geschäfte ferne bleibendes ist. Es drückt sich dies darin aus, daß man das sogenannte imperative Mandat für unzulässig erachtet. Alsdann aber sollte man auch an dem sogenannten indirecten Wahlsysteme keinen Anstoß nehmen. Denn, wenn doch einmal dem Manne aus dem Volke keine andere Verwirklichung seiner Ansichten gestattet sein soll, als die ganz allgemeine, die sich in der Bezeichnung von Vertrauenspersonen ausdrückt, dann schmälert es seine Rechte kaum, wenn auch diese Personen, statt ihre Befugnisse direct auszuüben, dieselben noch wieder weiter delegiren; auf der anderen Seite aber gewähren der geringere Umfang der Urwahlbezirke und die nachbarliche Verbindung des Einen und des Andern in denselben eine größere Sicherheit dafür, daß auch in der That ein Jeder eine solche Person abordne, die er kennt und die seiner Denkweise entspricht.

Was die sonst in Frage kommenden Beschränkungen des allgemeinen Wahlrechts betrifft, so sind sie gewiß in Ansehung des Freiheitsbegriffs sehr verschieden zu beurtheilen. Eine jede Einrichtung, welche das Wahlrecht an gewisse Bedingungen und Voraussetzungen knüpft, kann man sagen, ist in dem Maaße weniger freiheitswidrig als die Erfüllung dieser Bedingungen Jedermann erreichbar ist, oder als das Wahlresultat, das dabei erzielt wird, auf dasselbe hinausläuft mit dem, welches sich aus

dem wohlerwogenen Willen Aller ergeben hätte. Die Ausschließung der Frauen vom Wahlrecht hat daher kaum eine freiheitliche Bedeutung. Die Frauen haben kein anderes Interesse als ihre Männer. Man darf wohl annehmen, daß aus der bloßen Wahl der letzteren sich ein gleiches Resultat ergiebt, als wenn auch die Frauen gefragt worden wären. Eine nur aus Wahlen der Männer hervorgegangene Vertretung ist daher eine wirkliche und wahrhaftige Volks-Repräsentation. Anders, wenn den zur Wahl Berufenen ein Interesse gemeinsam ist, das den von der Wahl Ausgeschlossenen oder in derselben Beschränkten fehlt, wie es bei den modernen Nachbildungen der alten Feudalstände der Fall zu sein pflegt. Standesvorrechte heben den Staatsgedanken auf. In Rücksicht dessen durfte der König Hieronymus Bonaparte mit einem gewissen Rechte zu den Westphalen sagen: „Erst unter meiner Regierung habt Ihr das erste Gut des Menschen, ein Vaterland, gewonnen." Eine Interessen-Vertretung ist das ganze Gegentheil einer Volks-Vertretung. Deshalb darf man auch keinen Census einführen wollen. Die Gefahr, daß man dadurch einen Staat der Reichen und einen Widerstreit der Armen gegen denselben hervorrufe, ist unvermeidlich. Der Satz aber, mit dem man einen solchen Census zu rechtfertigen pflegt, daß das Maaß der Vortheile, die Jemand in Anspruch zu nehmen berechtigt sei, überall abhänge von dem Maaße seiner Leistungen, beruht auf einer Verwechselung des vermögensrechtlichen mit dem politischen Gesichtspunkte.

Die aus der Volkswahl hervorgegangenen Versammlungen pflegen Theil zu nehmen an der Gesetzgebung und an der Verwaltung des Staates. Wie weit aber die denselben beizulegenden Rechte gehen, wie weit sie in einem wohleingerichteten Staate die historisch dort erwachsenen Gewalten beschränken oder gar

absorbiren sollen, das ist eine Frage, die sich vieler Orten noch in der Schwebe befindet und wohl überall je nach der Geschichte eines Volkes und den Character-Eigenthümlichkeiten desselben ihre besondere Lösung finden wird.

Wenn schon es keine andere Form giebt, dem Volkswillen im Staate Ausdruck zu geben, als eben die Wahl von Volksvertretern, so läßt sich doch nicht leugnen, daß diese Form große Mängel hat. Wie oft kann es nicht der Fall sein, daß die Wähler ungenügend vorbereitet sind, daß sie momentanen Einflüssen unterliegen, deren Berechtigung sie nachträglich selbst nicht anerkennen, oder daß sie für einen Candidaten stimmen, der nur den Gesinnungen einer Minderheit entspricht, bloß aus dem Grunde, weil ihnen der Gegencandidat noch weniger genehm ist. Der Zufall und die momentane Leidenschaft treiben bei solchen Wahlen und ebenso auch bei parlamentarischen Abstimmungen auf mannigfache Weise ihr Spiel.

Dazu kommt, daß dasjenige, was das Volk für sein Bewußtsein ausgiebt, gar nicht allemal das wirkliche Volksbewußtsein ist. Gerade wie ein Einzelner kann auch ein Volk der Meinung sein, daß es über eine Staatseinrichtung, über ein Regierungssystem in einem bestimmten Sinne denke, und es kann sich nachträglich herausstellen, daß es sich über sein eigenes Bewußtsein im Irrthume befunden hat. Nicht in demjenigen, was er an Theorien zum Besten giebt, sondern darin, wie er empfindet und gelegentlich unwillkürlich handelt, zeigt sich, wie Jemand im Grunde seines Herzens über eine Sache denkt, und es fehlt daher auch nicht an geschichtlichen Beispielen, daß einzelne Männer die wahre Natur ihres Volkes, dessen wahres Bewußtsein besser erkannt und richtiger im Sinne desselben gehandelt haben, als die erwählte Volksvertretung.

Hiernach darf es nicht Wunder nehmen, wenn nicht überall die historischen Gewalten bereit sind, wie wohl gewünscht wird, den neuerwählten Volksvertretungen gleichsam den ganzen Staat zu überlassen. Im Gegentheil, in dem Maaße, als ein Staat alt ist, als er im Uebrigen bereits Vollkommenheit erreicht hat, als im Laufe der Zeiten bereits Großes für die verschiedensten staatlichen Zwecke geleistet ist, wird sich auch die in ihm historisch erwachsene Regierung von dem Bewußtsein getragen fühlen, daß sie in sich den wahren Willen des Volkes repräsentire. Sind die Abgeordneten die erwählten Vertreter gegenwärtiger Gesinnungen und Wünsche, ist die Zukunft ungewiß, so haben diese Regierungen jedenfalls das Zeugniß einer ruhmreichen und mit ihrer Existenz zufrieden gewesenen Vergangenheit für sich. Namentlich wird eine neu hinzutretende Abgeordnetenkammer im hoch entwickelten Staate eine natürliche Gegnerschaft an dem berufsmäßig vorgebildeten Beamtenthume finden, welches, als Träger der Geschäftserfahrung gegenwärtiger und vergangener Zeiten, zu den Abgeordneten sich zunächst immer in gewissem Grade wie die Praxis zur Theorie, wie die Sachkenntniß zum Dilettantismus verhält. Fehlt es überdies einem solchen Beamtenthume nicht an Einrichtungen, welche verhindern, daß der eine oder andere zu demselben Gehörige den Staat zu seinem Privatvortheile auszubeuten vermag, übt es also über seine Mitglieder eine wirksame Controle, nimmt es auch auf der anderen Seite Jedermann in sich auf, der einen gewissen Grad von Kenntnissen und Fähigkeiten nachweist, vollzieht also seine Selbstergänzung nach rein sachlichen Gesichtspunkten: so wird es in der That nicht wohl gelingen, eine solche Körperschaft ohne Weiteres von dem überkommenen Einflusse im Staate zu verdrängen.

Das Schicksal der Freiheit wird daher in solchen Staaten davon abhängen, in welchem Maaße sich im Laufe der Zeit eine innerliche und wahrhafte Versöhnung zwischen dem Beamtenthume und der Volksvertretung vollzieht. Je größer in einem Volke die Achtung vor dem exacten Wissen und den positiven Kenntnissen ist, um so eher wird es auf vielen Punkten die Präponderanz eines gelernten Beamtenthums anzuerkennen bereit sein. Umgekehrt: Je mehr der Idealismus über eine Nation vermag, um so williger wird das Berufs-Beamtenthum hinsichtlich aller allgemeinen Gedanken das Uebergewicht des übereinstimmenden Zeugnisses weiter und unbefangener Volkskreise gelten lassen. Und der Prozeß dieser gegenseitigen Anerkennung wird sich um so schneller und gründlicher vollziehen, je mehr Einrichtungen in einem Staate getroffen werden, um bereits auf den untergeordneteren Stellen der Verwaltung berufsmäßig gebildete Beamte und Laien-Elemente zu einem sachgemäßen Zusammenwirken zu verbinden. Je mehr also das Volk gewöhnt wird, sich selbst bei der Verwaltung der öffentlichen Aemter und deren Erfahrungen zu betheiligen, und umgekehrt je mehr ein jeder Berufs-Beamte sein Amt parlamentarisch zu verwalten gezwungen ist, je eher werden die hier zunächst hervortretenden entgegengesetzten Anschauungen von Staat und Politik zur Versöhnung gelangen.

Die Kraft und die Intelligenz gewählter Volksvertretungen beruhen wesentlich in den allgemeinen Ideen. Das Volk, von der Gesammtheit seiner Lebensinteressen ausgehend, wird sein Vertrauen vorzugsweise solchen Personen zuwenden, welche durch allgemeine Bildung, allgemeine geistige Bedeutung und Character ausgezeichnet sind. Diese bringen zur Behandlung der Geschäfte, wie man voraussetzen darf, eine große Klarheit

und Festigkeit in den höchsten Gesichtspunkten und außerdem eine Fülle neuer und anregender Gedanken und eine Frische und Ursprünglichkeit mit, welche letztere namentlich dem studirten Beamtenthume über der Vertiefung in das Detail nothwendig verloren gegangen sein wird. So weit eine Volksvertretung sich innerhalb der Consequenzen großer politischer Principien bewegt, darf sie daher nicht Anstand nehmen, ihrer wohlerwogenen Ueberzeugung unbedingt zu vertrauen. Was sie hinsichtlich der allgemeinen Richtung, welche die Politik eines Staates einzuhalten habe, mit überwiegender Majorität feststellt, wird immer eine große Autorität besitzen. Man kann auch dem gegenüber nicht von einem unterdrückten oder des Schutzes bedürftigen Rechte der Minorität sprechen, denn die Mehrheit der Stimmen, welche eine solche Entschließung der Volksvertretung findet, muß für einen Beweis eben des besseren Rechtes, der höheren Wahrheit gelten, welche diese Entscheidung für sich in Anspruch nehmen darf. Solche Beschlüsse können gewiß nicht selten als Aussprüche des öffentlichen Gewissens angesehen werden. Auf der anderen Seite aber sollte auch eine Kammer, der ihr Ansehen am Herzen liegt, auf allen politisch neutralen und mehr oder minder technischen Gebieten mit Vorsicht zu Werke gehen und gegenüber dem, was unzweifelhaft nach rein praktischen Gesichtspunkten zu beurtheilen ist, sich eine gewisse Zurückhaltung auferlegen.

Und ebenso darf sie auch nicht etwa selbst die Regierung des Staates in die Hand nehmen wollen. Denn dadurch würde sie sich erst recht in Widerspruch mit dieser eigenthümlichen Natur ihres Berufes setzen, wonach sie nur den allgemeinen Geist des Volkes zur Geltung zu bringen hat. In keinem geordneten parlamentarischen Staate vermögen Männer

zu regieren, die nicht das Vertrauen der Volksvertretung besitzen. Das Bedürfniß des Zusammenwirkens der verschiedenen Staatsgewalten wird überall von selbst die Praxis erzeugen, daß, soweit eine Volksvertretung hierzu befähigte Elemente enthält, dieselben in den obersten Rath des Staats-Oberhauptes berufen werden. Aber eine Volksvertretung darf doch die Minister nur bei dem allgemeinen Einverständnisse über die höchsten Gesichtspunkte festhalten, nicht im eigentlichen Sinne dieselben dirigiren wollen. Mehr die rechten Personen zu unterstützen als die rechten Maßregeln zu treffen, muß ihre Aufgabe sein. Schon weil das wirkliche Ausführen im Gegensatze zu dem bloßen Beschließen, das Handeln im Zusammenhange des Ganzen und das Bewußtsein, ganzen Ernst machen zu sollen, in den Regierenden einen Zustand der Intelligenz erzeugt, dem die getheilte Verantwortlichkeit eines großen Collegiums niemals gewachsen ist.

Es geht aus diesen Betrachtungen hervor, daß das wohlverstandene Interesse der Freiheit keineswegs dazu führen wird, staatsrechtlich die Allmacht der Kammer zu proclamiren. Die oben näher besprochenen Uebelstände und Gefahren des Parlamentarismus machen es vielmehr wünschenswerth, daß eine jede Regierung formell berechtigt bleibt, unter Umständen auch einmal, und zwar mindestens zum Schutze bestehender Einrichtungen, Beschlüsse der Volksvertretungen unausgeführt zu lassen. Auch können aus gleichen Gründen Nothlagen eintreten, bei welchen es als ein großes Glück erscheint, wenn die aus Volkswahlen nicht hervorgegangene, vielmehr im erblichen Besitze einer angesehenen Familie befindliche oberste Gewalt sich einer großen traditionellen Anhänglichkeit im Lande erfreut. Eine Volksvertretung besitzt, eben als eine Versammlung von Männern,

welche ein ganzes, und um seinen Willen ausdrücklich befragtes Volk in freier Wahl als die ausgezeichnetsten seiner Glieder bezeichnet hat, eine moralische Autorität, welche manche ihr etwa zu Unrecht gezogene rechtliche Schranke als völlig unschädlich erscheinen läßt. Und diese moralische Autorität ist so groß, daß einer Volksvertretung, man kann sagen, durch ihr Bestehen allein schon der überwiegende Einfluß im Staate verbürgt ist, oder daß dieser Einfluß doch im Wesentlichen nur davon abhängt, mit wieviel Einsicht und Character sie sich denselben zu erwerben und zu erhalten versteht.

Diese Auffassung der Sache wird auch heut zu Tage so allgemein getheilt, daß man ganz aufgehört hat, von Republiken und Monarchieen als zwei von Grund aus verschiedenen Staatsgattungen zu sprechen. Seit man die Erfahrung gemacht, daß es eben so wohl auch freie Monarchieen als sehr unfreie Republiken geben kann, hat man Abstand davon genommen, mit dem Worte Republik ein besonderes Freiheitsideal zu verbinden. Und eben so wenig wie Republik als „Freistaat,“ wird heute noch Jemand constitutionelle Monarchie als „gemischten Staat“ definiren. Constitutioneller Staat, Verfassungsstaat, ist Rechtsstaat im Gegensatze schlechthin zur Herrschaft, zum absoluten Regimente. Und dieser Gegensatz ist es, auf den es bei der Eintheilung der Staaten in Ansehung der Freiheit hauptsächlich ankommt.

So viel Werth man also auch auf das Maaß der Rechte legen mag, welches irgendwo eine historisch erwachsene Staatsgewalt dem Volke einräumt, das in Ansehung der Freiheit Wichtigste bleibt immer bei Weitem, daß demselben diese Rechte unter allen Umständen gesichert seien, und daß überhaupt nach Gesetzen verwaltet werde und nicht nach administrativem Belieben.

Daß man den Umfang der Befugnisse der öffentlichen Behörden gesetzlich regele und dem, was auf solche Weise öffentliches Recht geworden, den Schutz unabhängiger Gerichte gewähre, ist deshalb die Forderung, die im Interesse der Freiheit an erster Stelle erhoben werden muß.

Ein Rechts- oder Verfassungsstaat ist immer in hohem Grade ein freier Staat, so groß auch die Macht bemessen worden, in deren Besitze die Regierung der Volksvertretung gegenüber, der allerdings, wie vorausgesetzt wird, eine Mitwirkung bei der Gesetzgebung zusteht, und im Verhältnisse zu den Einzelnen belassen ist. Denn, kann man nicht sagen, daß wir in einem solchen Staate niemals von Personen, sondern immer nur von Gesetzen beherrscht werden? Auch Personen, deren Machtbefugnisse einen weiten Raum einnehmen, erscheinen in demselben lediglich als Repräsentanten der Gesetze, und sofern diese Gesetze von uns selbst, von unseren gewählten Vertretern festgestellt werden, so erscheinen sie als unsere eigenen Repräsentanten, als *unsere* Behörden. Gewiß dürfen wir diese oft als solche betrachten, denen wir allein im Interesse des Ganzen aus Gründen vernünftiger Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit innerhalb ihrer Competenz unterthan sind.

Alle einzelnen Behörden und Beamten, welche die Staatsgewalt ausüben, können ferner im Verfassungsstaate nur eine bedingte Gewalt für sich in Anspruch nehmen. Jede öffentliche Behörde herrscht vielmehr nur innerhalb der Schranken ihres gesetzlich begrenzten Ressorts und erscheint außerhalb dieses ihres Gebiets und andern Behörden gegenüber gerade so gut als schlichter Privatmann und Unterthan, wie die anderen unbeamteten Staatsbürger selbst.

Endlich, und dies ist wohl am meisten geeignet, die Epoche

machende Bedeutung des Rechtsstaates auf dem Wege zur Freiheit zu veranschaulichen: In einem Rechtsstaate ist den Einzelnen alles dasjenige erlaubt, was durch Gesetze nicht ausdrücklich verboten ist. Soweit das Schicksal des Staates durch die Gesetze desselben nicht besonderen Behörden anvertraut ist, bleibt es ihrer freien Bestimmung überlassen, liegt es in ihrer Hand; man denke nur an die Einwirkung auf den Staat mittelst der Rede und Schrift. So groß also auch der Umkreis der gesammten den Behörden übertragenen Befugnisse gedacht werden möge, so unbegränzt seinem Begriffe nach ist doch das übrig bleibende Gebiet dessen, auf welchem den Einzelnen das souveraine Recht zusteht, den Staat nach ihrem Belieben zu beeinflussen und zu bewegen.

Auch in so fern hat im Rechtsstaate der Einzelne Antheil an der Souverainetät, als Jeder an seinem Theil zum Wächter der im Interesse des Ganzen gegebenen Gesetze berufen ist. Mit dem Begriffe des Rechtsstaates hängt es untrennbar zusammen, daß auch in Streitsachen des öffentlichen Rechts und namentlich wegen willkürlicher Verletzung politischer Freiheiten eine gerichtliche Rechtsverfolgung stattfinde. Man hat der Zulassung einer Klage in solchen Fällen lange widerstrebt, weil, wie man gemeint hat, die Autorität der Verwaltungs-Behörden, das für die Erfüllung ihres Berufes erforderliche Ansehen derselben durch ein solches Verfahren geschädigt werden könnte. Allein diese Autorität beruht im freien Staate auf anderen Grundlagen als im unfreien. Mit der Sicherung des öffentlichen Rechts würde doch immer auch die lebendige Freude am Staate erhöht werden, welche bei den freien Staatsangehörigen an die Stelle eines auf gedankenloser Gewöhnung beruhenden Verhältnisses zu demselben treten soll. Mit der

Freude am Staate aber würde der Staatssinn, und mit dem Staatssinn würde auch die Bereitwilligkeit zum Gehorsam gegen die gesetzlich geordneten Gewalten eine Kräftigung erfahreu.

Und was hier von den Grenzen der Rechte der Beamten gesagt ist, gilt auch von den Pflichten derselben. In einem wahrhaft freien Staate darf sich Niemand in der Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte behindert oder eingeschränkt sehen bloß aus dem Grunde, weil er ein Beamter ist. Nur so weit können die Amtspflichten ein Hinderniß bilden, ein für unrichtig erachtetes Regierungssystem zu bekämpfen, als sie in diesem oder jenem besonderen Falle die Vertretung oder Ausführung der Gedanken desselben zu ihrem unmittelbaren Inhalte haben. —

Zu allen Zeiten hat man sich viel mit den sogenannten Garantieen einer Verfassung beschäftigt. Auch richterliche Sentenzen gewähren keinen Schutz, so bald sich ihnen die Hand versagt, die sie auszuführen hat. So lange es Staaten giebt, ist es daher eine Sorge der Politiker gewesen, scharfsinnige Einrichtungen zu erdenken, wie sich, wenn etwa eine Staatsregierung Gesetz und Verfassung nicht beobachten sollte, eine materielle Macht ausüben lasse, mittelst der diese Gesetze in Kraft erhalten blieben. Diese Frage würde heute schwieriger zu beantworten sein als jemals, weil bei dem complicirten Mechanismus der heutigen Staaten eine starke Regierungsgewalt überall eine Nothwendigkeit ist und bei den ins Unermeßliche gewachsenen Staatsaufgaben jede Lähmung derselben unberechenbare Gefahren für das Ganze sowohl wie für die Einzelnen im Gefolge haben könnte. Weder sind heute secessiones in montem sacrum, noch Parlamentsheere, noch auch wohl Budgetverweigerungen möglich.

Aber dieselbe fortschreitende Entwicklung des Staats- und

Völkerlebens, welche die mechanischen Garantieen der Freiheit vermindert hat, hat die moralischen vermehrt. Diese Garantieen sind in den freien Staaten der Neuzeit, je nach dem, daß glückliche oder unglückliche geschichtliche oder andere zufällige Bedingungen bei denselben zusammentreffen, sehr verschieden. Als allen gemeinsam aber muß man den günstigen Umstand bezeichnen, daß die bevorrechtigten Klassen des Mittelalters wohl überall bereits zu viel an ihrer ehemaligen Bedeutung verloren haben, um von einer auch noch so erheblichen Veränderung des Staatsrechts die Wiederherstellung alter Macht und alten Glanzes für sich erhoffen zu können. Und ferner ist hierher zu rechnen: das Interesse, welches bei der allgemeinen Zunahme der Bildung und eines die verschiedenartigsten Ansprüche erzeugenden Begehrungsvermögens heute jede verständige Regierung an der Conservirung eines einmal allgemein anerkannten festen Rechtsbodens hat.

Als eine solche moralische Garantie kann nun auch die freie Presse angesehen werden, mittelst der alles, was irgendwo am entlegensten Orte des Staatsgebietes vorgeht, sofort vor den Richterstuhl der öffentlichrn Meinung gebracht wird. Man darf dreist behaupten, daß wo den Bürgern dieselbe nicht verschränkt ist, keine unfreie Einrichtung überhaupt auf die Dauer aufrecht erhalten werden kann. Und die freie Rede und Schrift lassen sich heute kaum noch irgendwo wirksam verschränken.

Uebrigens aber hat man die Preßfreiheit, dies verdient hervorgehoben zu werden, nicht etwa als ein allgemeines Menschenrecht, ein Recht, das den Einzelnen schon vermöge der allgemeinen natürlichen oder moralischen Ordnung gebührte, aufzufassen; sondern sie ist ein im eigentlichsten Sinne politisches Recht. Nicht daß dem Menschen so selbstverständlich ein Anspruch

auf das freie Aussprechen seiner Meinungen im Staate zustände, wie etwa dem Vogel einer auf das Singen. Vielmehr liegt in der Bewilligung der Preßfreiheit allemal das durchaus positive Zugeständniß Seitens der Staatsgewalt, daß sie die Einzelnen als selbstständige Mitglieder der Staatsgemeinde anerkennt. Auch im Privatleben gestatten wir bei wichtigen Geschäften das Mitreden weder Untergebenen, noch Unbetheiligten oder Unbefähigten. Indem dem Volke das Recht gewährt wird, über öffentliche Angelegenheiten mitzureden, so wird damit also mittelbar bereits das nur im hochentwickelten Staate mögliche allgemeine Princip des Staatsrechts ausgesprochen, daß die Angelegenheiten des Staates des Volkes eigene Angelegenheiten seien, und daß das Volk für fähig erachtet werde, dieselben mit zu besorgen.

Sofern ferner überall nur der Geschäfts**herr** und nicht der Untergebene zum Mitreden befugt ist, so characterisirt sich die öffentliche Kritik der Handlungen der Regierungsgewalt durch die Presse recht eigentlich als ein Souverainetätsrecht d. i. ein Mitherrschafts-Recht des Volkes, und es erweist sich also als auf alle Fälle verkehrt, die freie Presse, wie es häufig geschieht, unter die sogenannten Grundrechte zu zählen.

Grundrechte sind Rechte, welche dem Einzelnen nicht sowohl mit Bezug auf den Staat als in seinen übrigen Verhältnissen dem Staate gegenüber zukommen, deren Besitz uns also vom Staate nicht erst gewährt, sondern vielmehr nur bestätigt und gesichert wird, und von diesen Grundrechten wird, als für den Freiheitsbegriff in mannigfacher Weise wichtig, noch mit einigen Worten gehandelt werden müssen.

Es ist an einer anderen Stelle ausgeführt, wie sich die politische Freiheit von dem bloßen natürlichen Hange nach Ungebundenheit unterscheide. Freiheitsrechte, so wurde dort

gesagt, sind mitnichten Rechte, die den Einzelnen im Gegensatze zum Staate zustehen. Ein solcher Gegensatz existirt nicht. Und so kann auch nicht von den Grenzen der Rechtssphäre des Staates gesprochen werden. Vielmehr umfaßt der Staat das ganze menschliche Leben; alle Lebensthätigkeit, die in die äußere Erscheinung tritt, ist seiner Rechtsordnung unterworfen. Allein das Wohlbefinden der Einzelnen ist doch sein letzter Zweck; nicht die Einzelnen sind um des Staates, sondern der Staat ist um der Einzelnen willen da. Nicht nur, daß sich deshalb die Regierungsgewalt jedes unnöthigen Eingriffs in die Rechtssphäre des Einzelnen zu enthalten hat, es wird auch mancherlei Angelegenheiten geben, die sich nicht zur gemeinschaftlichen Gesetzgebung eignen, vielmehr zum Wohle des Ganzen am Besten eines Jeden eigener Bestimmung überlassen bleiben. Eine jede verständige Gesetzgebung beschränkt sich daher gegenüber dem Eigenthume, der väterlichen Gewalt, der Gemeindefreiheit und ähnlichen Verhältnissen selbst und freiwillig. Man denke ferner an diejenigen Gebiete des Lebens, auf welchen sittliche Pflichten es uns schlechterdings nicht gestatten, auch zu Gunsten einer sonst noch so sehr unserem Interesse entsprechenden Gemeinschaft, der alleinigen Verantwortlichkeit uns zu entschlagen, also an die wissenschaftliche Forschung und das Gebiet der Gewissensfreiheit. Nichts ist so geeignet, die Anlage, welche zu irgend einer Zeit, ein Volk für ein freies Staatsleben besitzt, zu veranschaulichen, als die Achtung, welche wir es diesen mancherlei Grundrechten erweisen sehen. Dieselben lassen sich durch kein Gesetz und keine Verfassung sicher stellen. Denn Verfassungsbestimmungen haben doch immer hauptsächlich die Bedeutung, ein Vertragsrecht zwischen einer Regierungsgewalt und einer Majorität des Volkes resp. dessen Vertretung zu schaffen. Stimmen Regierung und

Parlament in ihren bezüglichen Absichten überein, so sind sie unbeschränkt in ihrer Machtvollkommenheit, Rechte heute wieder zu vernichten, welche sie gestern geschaffen haben. Und sie müssen es sein. Die einzige Garantie eines freien Staatslebens der Gesetzgebung gegenüber liegt daher in dem Geiste, welcher die gesetzgebenden Factoren beseelt.

Eine in den freiesten Formen zu Stande gekommene Gesetzgebung kann doch materiell einen sehr ungerechten und mithin freiheitswidrigen Inhalt haben. Völker, welche einen großen Antheil an der Staatsregierung besitzen, können daher in Wahrheit ein sehr unfreies Leben führen. In democratischen Staaten, in welchen Alles durch Mehrheitsbeschlüsse geregelt wird, kann die Tyrannei größer als in unbeschränkten Monarchieen sein. Ob und in welchem Maaße das Reich der Freiheit seine wahrhaftige Verwirklichung in einem Staate zu finden vermag, wird daher zuletzt und vorzüglich davon abhängen, wie weit die Nation, welche der Träger desselben ist, sich durch einen ächten Freiheitssinn auszeichnet. Weder ein Zustand unvollkommener Entwicklung überhaupt, noch auch nationale Characterfehler dürfen dieselbe verhindern, Wahrheit und Recht zu ihrer Richtschnur zu nehmen. Viel Verständniß für die idealen Werthe des Lebens überhaupt ist erforderlich, und damit zugleich auch viel Fähigkeit, die höchsten Zwecke des Staates zu begreifen und zu beherzigen.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet muß das politische Leben der freien Staaten des klassischen Alterthums ein sehr unvollkommenes genannt werden. Ganz abgesehen von der großen Rolle, welche die Sclaverei in den antiken Staaten gespielt hat, so gab es in denselben weder eine Habeas- corpus- Acte in Verbindung mit unabhängigen Gerichten, noch ein Grundrecht der freien Wissenschaft. Entsprechend der wenig entwickelten

Achtung vor dem Individuum fehlten dem Staatsbegriff die nöthigen Schranken. Um doch noch einmal diesen, wenn schon dem Mißverständnisse unterworfenen so doch bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen! — Den Anforderungen eines abstracten Staatswohls, wie es gerade verstanden ward, gegenüber galt nach der herrschenden Ansicht jedes Einzelinteresse für bedeutungslos; und, wie man von der inneren Unendlichkeit des Menschen eine sehr unentwickelte Vorstellung hatte, so begriff man auch die letzte Bedeutung des Staates als einer lediglich dem Interesse der Einzelnen dienenden, zur Erhöhung des Glücks und der Menschenwürde derselben bestimmten Anstalt nicht.

Schauen wir uns um unter den modernen Völkern, so verdanken wir wohl den Engländern das Meiste, was bisher an segensreichen freiheitlichen Institutionen erfunden worden ist. Auch die Amerikaner und die Franzosen haben sich Verdienste um die Freiheit erworben. Kein Volk ist indessen seiner ganzen Naturanlage nach so sehr geeignet, das höchste Ideal der Freiheit bei sich zu verwirklichen, wie das unsere, bei keinem treffen so sehr alle Bedingungen zu einem Musterstaate zusammen, wie bei uns in Deutschland. Es empfiehlt sich deshalb vielleicht, diese Betrachtungen mit einem Rückblicke auf den deutschen National-Character zu beschließen.

Was war es anders, was dereinst unsere Väter mit so viel Neid und Sehnsucht nach Amerika blicken ließ, als daß es dort einen Staat frei von allen historischen Ueberlieferungen zu gründen galt. Keinen Adel gab es dort und keine Hierarchie. Mit keiner historisch erwachsenen Macht brauchte gerechnet zu werden, welche, unbeweglich ruhend auf tiefeingewurzelter Leidenschaft und unüberwindlichem Vorurtheil, bald hier bald dort den Bauplatz beengt hätte. Sondern völlig unbehindert durfte das neue

staatliche Gebäude so aufgeführt werden, als es der erhabenen Theorie von dem guten und wahren Staate entsprach.

Aber wenn man einst, den Blick auf diese Verhältnisse gewandt, am eigenen Vaterlande verzweifelte, so vergaß man doch, daß Deutschland sich, wenn schon aus anderen Ursachen, in ganz ähnlicher Lage befindet. Auch bei uns kann es keine unbesiegbaren Hindernisse der Freiheit geben, weil es der Nationalgeist mit sich bringt, daß Alles, was ein bloß natürliches Recht für seine Existenz geltend machen kann, bei uns dem allgemeinen Gedanken gegenüber nichtig ist. Mehr als jedes andere Culturvolk sind wir eine metaphysische Nation in dem Sinne, daß die transcendentale Wahrheit, das Idealbild, nach welchem wir das rein natürliche Leben umgestalten sollen und wollen, bei uns eine wirklich lebendige Macht ist. Und da wir, wegen unseres eigensten Characters wie wegen unserer ganzen Geschichte, in allen anderen Verhältnissen den allgemeinen Gedanken als das allein Maßgebende anerkennen, so kann es nicht fehlen, daß früher oder später auch die Politik dessen ausschließlicher Herrschaft unterbreitet werde, und daß aus diesem Grunde also auch uns nichts hindere, den Bau unseres Staates so einzurichten, als er der Theorie vom Guten und Wahren entspricht.

Dieser metaphysische Zug ist so sehr das Characteristische im deutschen Wesen, daß wir auf ihn, wie unsere Vorzüge, so auch unsere hauptsächlichsten nationalen Fehler zurückzuführen im Stande sind. Nur daß wir unter metaphysischem Zug nicht die bloße Neigung zum Speculiren, sondern die derselben zu Grunde liegende Gemüthsverfassung verstehen müssen. Eine Gemüthsverfassung von weit allgemeinerer Bedeutung, welche, wie sie unserer Philosophie und wohl nicht viel weniger auch unserer Theologie ein eigenthümliches Gepräge anfgedrückt, wie

sie uns eine Musik von philosophischem Inhalt eingebracht, wie sie unseren Dichtern die Richtung auf das allgemein Menschliche und unseren Historikern die gleiche auf die Universalgeschichte gegeben hat, so in allem Einzelnsten und Kleinsten nachweisbar das deutsche Volksleben nüancirt!

Das Streben, über den gegebenen positiven Zustand, in dem wir uns etwa befinden, hinaus zu einem höheren der Idee entsprechenden vorzudringen, welches in Deutschland nicht bloße Doctrin oder moralisches Postulat, sondern nationale Naturanlage ist, bringt es mit sich, daß wir uns um eine umfassende Kenntniß unser und der Anderen bemühen. Der Drang nach Wahrheit, der sich vor Allem durch keine falsche Eigenliebe blenden lassen will, zieht hiebei sehr leicht die Folge nach sich, daß wir das fremde Gute, das wir kennen lernen, überschätzen. Der Reiz der Neuheit trägt das Seine dazu bei, zum Nachtheil dessen, das wir selbst besitzen, unsere Sinne einzunehmen. Die Geringschätzung alles Natürlichen im Vergleiche mit den allgemeinen Ideen verleitet ferner zu einem allgemeinen Weltbürgerthume, da auch das Nationale zunächst als ein solches bloß Natürliches aufgefaßt wird. Aber die hiermit verbundene vorübergehende Mißachtung der Nationalität fällt doch nur dem allgemeinen Gesetze des Denkens zur Last, nach welchem nur gerade dadurch, daß man vorerst einmal von allem Einzelnen und Eigenthümlichen abstrahirt die Möglichkeit geschaffen wird, dies hernach in seiner reinen, der Idee entsprechenden Gestalt in unser Leben wieder aufzunehmen. Heute zu Tage sind wir nun in unserer Wissenschaft so weit vorgeschritten, um klar zu erkennen, wie es kein Reich des Wahren und Schönen giebt, außer in der eigenthümlichen Welt der verschiedenen sich einander bedingenden und einander ergänzenden Nationalitäten, eben wie keine Vollendung des Denkens,

Wollens und Genießens außer in der Hingabe an die Volksseele, der man angehört. Und auch an dem rechten nationalen Stolze fehlt es uns Deutschen heute nicht mehr, nachdem wir in der rückläufigen Bewegung des Denkens zur Selbsterkenntniß und damit zur vollen Einsicht in dasjenige, was uns vor allen anderen Nationen auszeichnet, gelangt sind. Man sieht daher, wie alle Fehler, welche man uns in dieser Hinsicht zugerechnet hat, für nichts als Kinderkrankheiten gelten können, für Verirrungen, die mit dem rechten Wege nach den höchsten Zielen der Cultur mehr oder minder nothwendig verbunden sind, die aber jedenfalls nur auf eben diesem Wege sicher und für alle Zeiten überwunden werden können.

Und ähnlich verhält es sich mit den übrigen, oft viel und schmählich gescholtenen deutschen Eigenthümlichkeiten. Menschen, welche der Reflexion einen großen Einfluß auf sich gestatten, — und das ist es doch eben, was die Deutschen auszeichnet, — verfallen vorübergehend wohl einer gewissen Zerfahrenheit. Ihre Reflexionswissenschaft ist oft noch unfertig und unreif, während durch die fortgesetzte Selbstkritik doch die Sicherheit des rein natürlichen Empfindens und Urtheilens geschädigt worden ist. Auf bloß natürliche Eigenschaften, natürlichen Tact und Instinct dürfen wir uns daher weniger verlassen als andere Völker. In dieser Hinsicht ist es höchst bezeichnend, daß 1806 nach den unerhörten Niederlagen des preußischen Staates erst obrigkeitliche Anordnungen darüber belehren mußten, wie sich die Befehlshaber in Festungen im Kriegsfalle zu benehmen hätten.

Hieran knüpft sich noch manches Andere. Ein reflectirender Mensch zerlegt. Indem wir aber das organische Gefüge des Staatslebens reflectirend zerlegen, verlieren wir nur zu leicht den lebendigen Zusammenhang mit dem Staats-Ganzen, wir behalten, wie Goethe sagt, lediglich „die Theile in unserer Hand."

Diese Theile bauscht der rastlos thätige formale Verstand zu unnatürlichen Größen auf, und es erklärt sich also hieraus zur Genüge, daß, wie man behauptet, nirgends Pedanterie und Büreaukratenthum und, was damit zusammenhängt, nirgends ein anspruchsvoller Doctrinarismus sich zu Zeiten so breit gemacht hat wie eben in Deutschland. Eine geistlose Mittelmäßigkeit macht ferner Selbstzwecke aus dem, was uns die Natur an mancherlei Antrieben zur Erfüllung unserer idealen Aufgaben mitgegeben. Wie oft beim schlafenden Menschen Kopf und Herz sich in derjenigen Richtung mechanisch noch eine Weile fortbewegen, nach welcher hin die Thätigkeit des Tages sie sinnvoll in Bewegung gesetzt hatte, so kann es auch ein wachendes Leben selbst geben, welches sich mehr oder minder an dieser bloß mechanischen Bewegung der Naturimpulse genügen läßt. In diesem Sinne begreift es sich, wenn die Arbeit, das vornehmlichste Mittel, um den Menschen hinauszubringen über die Stelle, auf der er sich eben befindet, in Deutschland mehr als irgend wo anders zum selbstständigen Zwecke des Lebens gemacht wird. Wenn wir übermäßig dazu neigen, den Werth einer Leistung nach dem Maaße von Mühe und Anstrengung zu schätzen, das sie gekostet hat, und einen Jeden, der sich nicht einem regelmäßigen Dienst unterwirft, vor Allen Literaten und Künstler, für Tagediebe zu halten! Oder wenn wir auf der andern Seite die Selbstüberwindung isoliren, — den Trieb zur Unterordnung, der ja gleichfalls eines der wesentlichsten Momente in einer zur sittlichen Größe befähigenden Gemüthsanlage bildet! Wenn wir also uns so benehmen, als komme es überall nur darauf an, sich zu bücken und zu unterwerfen, ohne daß geprüft zu werden brauche, ob auch eine rechte Veranlassung dazu vorliege, und wenn wir uns dadurch in den Augen der anderen Nationen den Vorwurf des Servilismus zuziehen!

Der letztere Vorwurf, so unbegründet er ist, wenn damit ein dem deutschen Volke eigenthümlicher Mangel an Freiheitssinn behauptet werden soll, hat doch die Wahrheit, daß wir über dem Fortschreiten unserer reflexionsmäßigen Cultur oft mancher Dinge verlustig gehen, die den einfachsten Menschen auszeichnen, daß wir in die Lage kommen können, von dem Natürlichen, das unsere Reflexion zerstört, gar manches nachträglich künstlich wieder aufbauen, vorsätzlich wieder neu beleben zu müssen, und daß es uns also gewiß zuweilen auch noth thut, unser im fortgesetzten aufopfernden Dienst geschädigtes Unabhängigkeitsgefühl, mit Hülfe der Reflexion, wieder neu zu stärken.

Ueberhaupt, je mehr bei uns alle Dinge der denkenden Betrachtung unterworfen sind, um so mehr kommt darauf an, daß wir uns so frühzeitig als möglich der rechten Methode des Denkens bewußt werden. Die Deutschen sind zum Lernen befähigt in einem Maaße wie neben ihnen kein anderes Volk. Aber eben deshalb wollen sie vor Allem auch richtig gelehrt sein. Um die Fehler einer falschen Reflexionsbildung zu verhüten, darf nicht versäumt werden, von Zeit zu Zeit immer aufs Neue wieder darauf aufmerksam zu machen, wieviel um des Denkens selbst willen auf eine planmäßige Pflege und Verwerthung der Naturinstincte ankommt. Wie wichtig es also ist, neben der Reflexion ein harmonisches Gleichgewicht der Triebe, eine gesunde kräftige Natur in uns zu erhalten. Wie die Aufgabe der Reflexion überhaupt, auch sofern sie lediglich als ein Hülfsmittel des Erkennens betrachtet wird, hauptsächlich in der Veredelung dieses unseres natürlichen Menschen besteht, ohne dessen aus dem ursprünglichen Gefühl heraus entscheidende Mitwirkung doch immer nur halb wahre Resultate des Denkens gewonnen werden!

Und ferner sollte man nie vergessen, daß, um im Zusammen-

hange des Ganzen zu bleiben, es räthlich ist, wie fern dem Mittelpunkte desselben auch das Gebiet gelegen sein mag, das man gerade bearbeitet, doch diesen Mittelpunkt hin und wieder aufzusuchen und sich an demselben mit dem Leben des Ganzen neu zu erfüllen. Und daß diese Wiedergeburt, wie des Kämpfers für die Ideale überhaupt, so auch des politischen Menschen, immer nur durch das Herz vermittelt werden kann. Die Franzosen, die wir ja sonst nicht gerne nachahmen, haben doch in dieser Hinsicht eine sehr empfehlenswerthe Art, keine noch so untergeordnete Angelegenheit anders als mit Sang und Klang und mit einer gewissen stimmungsvollen Beziehung auf das Ganze ihres staatlichen Lebens zu behandeln. Wir gefallen uns darin, diese Manier als phrasenhaft und hohl pathetisch zu bezeichnen, aber wir würden doch oft in unseren eigenen Angelegenheiten, wenn wir etwas weniger „sachlich" und nüchtern verständig zu Werke gingen, weniger Gefahr laufen, einem blutleeren Mechanismus zu verfallen.

Aber freilich, alle Verirrungen einer falschen Reflexion sind Vorzüge einer jeden Charactereigenthümlichkeit gegenüber, die zu einer vorbehaltlosen Unterordnung des natürlichen Menschen unter ein Ideal des Wahren und Schönen überhaupt nicht beanlagt ist.

Wie oft hat man beklagt, daß wir Deutschen in religiösen Kämpfen die schöne Zeit verzettelt hätten, in welcher die anderen Völker zur politischen Macht und Größe gelangt seien. Und doch waren auch diese Kämpfe nichts, als der getreuste Ausdruck unserer nationalen Eigenart. Und doch, muß man sagen, sind gerade die Redlichkeit und der Ernst, welchen das deutsche Volk hiebei, und also bei der Behandlung des allgemeinsten Verhältnisses des Idealen und Realen, an den Tag gelegt hat, die

besten Bürgen dafür, daß, nachdem es nunmehr sich dem Einzelnen und Bedingten des Lebens aufs Neue zugewandt, es auch dieses mit um so kräftigerem idealen Geiste durchdringen, und die erst jetzt mit vollem Verständniß in Angriff genommene Aufgabe der Begründung eines nationalen Staates des Guten und Schönen, wenn schon spät doch dafür auf eine um so vollendetere Art lösen werde.

Die Franzosen hatten gleich einem frühreifen Kinde das hohe Gut der politischen Freiheit sich vor der Zeit zugeeignet. Man sieht sie überhaupt greifen nach allem Hohen und Schönen nur, um es wieder wegzuwerfen. Und sie vermögen in der That nicht eines der idealen Güter bei sich festzuhalten, weil ihnen von jeher der rechte Ernst der sittlichen Arbeit an sich selber gefehlt hat.

Die Engländer sind schon wegen ihres Hanges zum Conventionellen und Positiven zur politischen Führung nur innerhalb der Grenzen großer Vorurtheile berufen.

Und von der mehr und mehr sich in eine Erwerbsgesellschaft verwandelnden, geschichtslosen nordamerikanischen Republik hegt heute wohl auch Niemand mehr große Erwartungen.

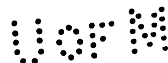
Die Deutschen aber haben in einer sie innerlich befreienden Vorbereitung von Jahrhunderten den Boden für einen wahrhaften Idealstaat bei sich geschaffen. Und sollte auch noch manches Jahrzehnt vergehen, bevor sich ihnen alle berechtigten Wünsche erfüllen, sie dürfen mit um so froherer Hoffnung in die Zukunft blicken, je mehr durch die jüngsten Ereignisse ihren inneren politischen Kämpfen der Character der Leidenschaftlichkeit genommen, und die politische Freiheit allseitig für dasjenige anerkannt worden, was sie in der That ist, d. h. eine Culturfrage.

Ueber
Liebe, Ehe und Kindererziehung.

So sehr auch die Ansichten über Erziehung auseinander gehen, darin stimmen sie überein, daß dabei das Beispiel mehr als alle gute Lehre thut, und daß daher, wo unglückliche eheliche Verhältnisse obwalten, von Kindererziehung nicht die Rede sein kann.

Wie sollte es auch möglich sein, zur Freiheit und zur Schönheit zu erziehen, wo die Eltern selbst auf eine unfreie und unschöne Weise zu leben gezwungen sind? Kinder ahmen Alles nach, was um sie her vorgeht. Neben dem blinden Nachahmungstriebe aber ist eine große Bestimmbarkeit den Kinderjahren characteristisch. Kinder verlangen, daß ihnen eine bestimmte Direction gegeben werde, welche ihnen da nicht zu Theil werden kann, wo die Eltern selbst nicht wissen, was sie wollen, und noch weniger da, wo die Sinnesweisen derselben einander entgegengesetzt sind. Vielmehr erscheint dazu erforderlich, daß — wie auch in jeder wahren Ehe der Fall ist — derjenige bestimmte Geist, in welchem man dereinst schon das eheliche Verhältniß einging, dauernd das ganze Familienleben und alles kleinste Denken und Wollen eines jeden der beiden Gatten durchdringe.

Somit käme es also vor Allem auf ein rechtes Ehebündniß an und darauf, wie wir bei der Eingehung desselben gesinnt gewesen sind.



Die Ehe ist eine volle Lebensgemeinschaft, und doch mag sich nicht Jeder entschließen, sie als eine solche aufzufassen und gelten zu lassen. Es giebt Männer, welche Liebe und Ehe zwar höchlichst schätzen, jedoch meinen, daß diese Dinge nicht zu sehr Hauptsache werden dürfen im Leben. Sie würden fürchten, an eine große Liebe zum Nachtheile ihrer reichen sonstigen Bestrebungen sich zu verlieren. Sie möchten mit einer passenden Heirath einem mit starker Hand entworfenen Lebensplane nur gleichsam einen lieblichen Schmuck hinzufügen und daher eine Gattin am liebsten so wählen, daß für das Verhältniß zu derselben sich ein begrenztes Gebiet der Beziehungen abstecken lasse, über welches von deren Seite nicht hinausgegangen werden dürfe.

Was Haupt- und was Nebensache für einen Jeden sein soll in der Welt, und wieviel Raum er dem Einen oder dem Andern einzunehmen vergönnt in seinem Leben, daß muß nun freilich mehr oder minder ihm selbst überlassen bleiben. Nur soll man nicht glauben, einem Verhältnisse wie der Ehe, bei welchem schließlich alles davon abhängt, daß man sich gewissen idealen Mächten schlechthin anvertraue, einen bestimmten im Voraus berechneten Umfang und Verlauf anweisen zu können. Und man soll aus dem, was hier Sache des individuellen Beliebens ist, keine allgemeine Theorie machen wollen.

Wenn man also behauptet, daß bei Menschen von hoch strebendem Sinne der volle Umfang der Ansprüche einer idealen Ehe mit ihren übrigen Zielen nicht verträglich sei, und wenn man insbesondere der Meinung ist, der Mann der Wissenschaft fühle sich durch eine solche Ehe mehr behindert als gefördert in seinen Bestrebungen, so muß dem auf das Bestimmteste entgegen getreten werden.

Denn alle wahre Liebe und Ehe ist — abgesehen von

dem, was sie etwa sonst noch sein mag — zunächst Freundschaft.

Wenn geklagt wird, daß nirgends bei der Einrichtung des Lebens Raum gelassen sei für die Freundschaft: In der Ehe schuf die Natur selbst die Bedingungen, unter denen sie dauernd bestehen kann. Die Freundschaft des Mannes und der Frau ist gesichert gegen alle die Gefahren, welche sonst aus der Verschiedenheit der Interessen, aus dem Auseinandergehen der Lebenswege und leider auch aus den selten in Freiheit überwundenen Rivalitäten den Freunden zu entstehen pflegen. Auch ist es zum Begriffe der Freundschaft keineswegs erforderlich, daß beide Theile gleiche Weite des Gesichtskreises, gleiche Kenntnisse oder gleiche gelehrte Bildung besitzen. Es genügt, wenn auf beiden Seiten freier und selbstständiger Geist vorhanden ist und Jeder das Bewußtsein hat, daß des Andern Geist Geist von seinem Geiste sei.

Als Freundschaft aber ist die Ehe eine Bereicherung unseres Lebens nach allen Richtungen hin. Denn sie bedeutet eine Verdoppelung unserer geistigen Kraft.

Man denke nur, daß es doch das Schöne und Wahre ist, dessen Verkörperung wir in dem Freunde erblicken. Nur dadurch, daß wir in ihm irgendwie etwas uns Ueberlegenes anschauten, fanden wir uns getrieben, unser Einzelleben an die Freundschaft dahin zu geben. Wir werden also eben durch dieses Verhältniß auch genöthigt werden, uns zu dem Niveau des Freundes hinaufzuarbeiten. Wie uns dies nun durch seine Liebe zu uns erleichtert wird, so giebt uns diese letztere zugleich die Gewißheit unserer eigenen Vorzüge. In der Liebe, die sich verständnißvoll mit uns erfüllt, schauen wir unsere eigene Persönlichkeit gleichsam als ein Ganzes aus uns herausgestellt an. Wir fördern auf

diese Weise das eigene Verständniß von uns; und wir bringen eine Fülle von Selbstvertrauen und immer erneutem Lebensmuth zur Erfüllung unserer anderweiten Aufgaben mit, welche Vieles aufwiegt, das wir über unserm Liebesleben auf diesen Gebieten etwa auszuführen unterlassen hätten.

Liebe und Ehe können also ideale Erfolge, die wir anderwärts erstreben, wohl verzögern; sie können schuld sein, daß Manches auf Umwegen, Manches in wesentlich anderer Gestalt erreicht wird, als wir es zu besitzen uns dereinst gedacht hatten; aber das Ganze unseres Lebens kann durch sie immer nur, je reicher begabt wir sind, eine um so größere Förderung erfahren.

Denn für dieses Ganze ist der allgemeine Sinn die Hauptsache, in welchem wir es behandeln und genießen. Und es leidet doch keinen Zweifel, daß wir eben darin, daß wir in unserem Hause Glied eines Verhältnisses des Schönen und Wahren sind, das beste Hülfsmittel besitzen, uns wie von selbst mit einem entsprechenden allgemeinen Geiste täglich neu zu erfüllen. Dies aber muß am allermeisten geeignet erscheinen, auch in unseren übrigen Angelegenheiten uns über alles Niedere und Verworrene mehr und mehr hinauszuheben.

Für den wissenschaftlichen Mann ferner, von dessen Stellung zur Ehe noch besonders die Rede war, ist auch der Umstand von Bedeutung, daß alle geistigen Mächte des Lebens uns allein in unserm Gemüth berühren. Eben in unsern gemüthlichen Erlebnissen spiegelt sich die Stellung des Menschen zu diesen Mächten ab. Ohne gemüthliche Verhältnisse also, Erlebnisse in denselben, welche den ganzen Menschen ergreifen, und ihre Offenbarungen kann es überhaupt keine Erkenntniß geben, die sich der höchsten Gesichtspunkte bewußt ist.

Empfiehlt es sich nun, bei der Wahl eines Gatten unter



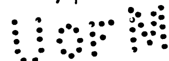
Anderem auch auf dessen äußere Lebenslage Rücksicht zu nehmen? —

Wenn von der wahren Ehe behauptet werden muß, was von der Freundschaft gilt, so enthält eine sogenannte Verstandes-Ehe einen Widerspruch in sich selbst. Denn wir können zur rechten Ehe nur kommen, wie wir zur Freundschaft gelangen, indem wir die vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit benutzen, bei welcher uns ein innerlich unserm Bedürfniß entsprechender Mensch begegnet.

Und auch in dem andern Sinne ist es irrig von einer Verstandesehe zu sprechen, daß wir statt von der Liebe uns von einer verstandesmäßigen Prüfung des Werthes des andern Theiles leiten lassen sollten. Denn keines Menschen Wesen läßt sich in Begriffen erschöpfen. Was bei dem Einen als untrügliches Zeichen der Wahrhaftigkeit und Güte angesehen werden könnte, gewinnt bei dem Andern vielleicht wegen des Hinzutretens ganz individueller Züge wesentlich andere Bedeutung. Niemals würde es uns gelingen, das eigentlich Bestimmende in einer complicirten Natur zu ermitteln, wenn der Gesammtcharacter derselben uns nicht ins Gefühl getreten wäre. Erst unsere aus dem Total-Eindrucke des Ganzen entsprungene Liebe dient uns so als Schlüssel zum Verständnisse des Einzelnen.

Was man daher, um eine unrichtige Wahl zu vermeiden, thun kann — aber freilich auch um seines ganzen Lebens willen nicht unterlassen darf zu thun — ist lediglich: daß man sein Gefühl frühzeitig bilde, daß man es nach Möglichkeit zu klären suche, es frei mache von dem Einflusse alles Niederen oder bloß Blendenden und es gewöhne, sich nur für das ächte Schöne und Gute empfänglich zu zeigen.

Mit dem Verstande allein wird sich freilich am ehesten



verstehen lassen, was nach keiner Richtung hin aus der Masse der Menschen hervorragt. Und da es unbestreitbar zugleich eine bestimmte Summe von Erfahrungen darüber giebt, welche Eigenschaften vorzugsweise dazu angethan sind, den Umgang mit Jemand, sei es nun zu erleichtern, sei es zu erschweren oder gar unmöglich zu machen, so mögen immerhin auch ganz verträgliche Ehen nach kühl verständigen Gesichtspunkten eingegangen werden. Bei solchen Eheschließungen werden ganz mit Recht auch die Glücksumstände der beiden Gatten mit in Betracht zu ziehen sein. Die Art der gegenseitigen Zuneigung ist in diesem Falle nur naturalistisch. Man hat auf keiner Seite die Absicht, indem man eine solche Ehe schließt, über sich selbst und sein bisheriges, mehr bloß natürliches Leben hinauszugehen, sondern vielmehr nur die, dasselbe hinfort in Gesellschaft zu verbringen. Aber ein solches Nebeneinanderleben ist keine wahre Ehe. Die Ehe als Freundschaft will nicht die Gesellschaft bloß des Gatten, sie will diesen selbst genießen. Nicht in Gemeinschaft mit dem Freunde von den Dingen, sondern von dem Freunde selbst wollen wir in der Freundschaft leben.

Wer daher durch das Entzücken, welches die geistige Eigenthümlichkeit des Gegenstandes seiner Liebe in ihm erregt, Zeugniß dafür ablegt, daß ihn die Art, wie die Dinge dieser Welt von einer schönen Natur behandelt werden, mehr interessirt, als diese Dinge selbst, wer, indem er sich dem andern Theile zu Liebe von dem Reize dieser Dinge freimacht, in dieser Freiheit selbst etwas Positives, einen beglückenden Inhalt seiner selbst erkennt: dem mag man mit gutem Gewissen rathen, eine Ehe nach Neigung unbekümmert um alle äußern Glücksumstände einzugehen.

Enge äußere Verhältnisse sind nicht das Grab, sie sind nur



der Prüfstein der ächten Liebe. Es giebt keine höhere Schönheit als die eines die Welt und ihren Zusammenhang verstehenden und auf die rechte Weise genießenden menschlichen Geistes, sowie kein Glück, das Derjenige vermissen könnte, dem der Besitz eines solchen Freundes zu Theil geworden sein sollte.

Aber wohl verstanden, die Kreise, auf denen in dieser Welt große materielle, und diejenigen, auf denen die geistigen und gemüthlichen Erfolge gelegen sind, treffen selten zusammen.

Sollen wir eine Entschließung in jenem idealistischen Sinne fassen, so muß es uns daher vor Allem voller Ernst damit gewesen sein, uns auseinander zu setzen mit den materiellen Gütern überhaupt. Wer im Grunde von geistigen Gütern nichts versteht, wem doch auf halbem Wege zum Ziele die Lebensluft ausgehen, und wer sich dann sehnsüchtig umsehen würde nach Gütern, die doch nur, wenn von Anfang an eine ganz andere Straße eingeschlagen wäre, würden zu erreichen gewesen sein: der bleibe dabei, zu prüfen, ob sich auch seine äußeren Bedürfnisse mit einer etwa von ihm gefaßten Liebesneigung vereinigen lassen, und kämpfe, wenn dies nicht der Fall sein sollte, die letztere nieder, in der Erkenntniß, daß er ja doch für dergleichen nicht gemacht ist.

Die rechte Liebe ist kein Reflexionsresultat. Sie enthält aber doch eine Wissenschaft, welche gegenüber den Gefahren, mit denen der Unbestand des Lebens alles Zeitliche bedroht, der unausgesetzten Fortbildung und Vervollkommnung bedarf. In der Gewalt, welche der Gegenstand unserer Liebe über uns ausübt, in der Abhängigkeit, zu welcher er unsere Empfindung nöthigt — und diese Empfindung haben wir, wie vorausgesetzt wird, von aller Empfänglichkeit für unächte Werthe frei gemacht — dürfen wir mit Recht die geoffenbarte Erkenntniß finden, daß sein

Character ein guter und schöner sei. Es bezieht sich diese Erkenntniß aber doch zunächst nur auf die Totalität seines Wesens, nicht auf dessen Einzelheiten, und ist insofern eine unvollständige Erkenntniß.

Die einzelnen Handlungen unseres neu gewonnenen Freundes nun werden nothwendig zunächst in dem Maaße verschieden von den unseren sein, sein Verhalten im Einzelnen wird uns zunächst in dem Maaße befremdlich und unverständlich erscheinen, als seine Natur überhaupt eine selbstständige und eigenthümliche ist. Der Enthusiasmus unsers Gefühls hat uns, als wir unsere Verbindung mit ihm eingingen, hierüber hinweggetäuscht. Es kann indessen kaum ausbleiben, daß daraus nachträglich allerlei Bedenken gegen diese Verbindung in uns entstehen. Die Liebe für sich allein vermag daher, in Ansehung der Hoffnungen unserer Zukunft, für nicht viel mehr als eine bloße Anweisung zu gelten, und soll sie sicher und voll realisirt werden, so muß noch vieles vermittelnde Beobachten und Nachdenken hinzukommen.

Einzig in diesem ergänzenden Denken liegt unser Schutz gegen die der Liebe ihres unbestimmten und unklaren Gedankeninhalts wegen anhaftende Gefahr der Verflüchtigung. Mögen wir uns also bemühen, die Liebe zu stetigen, indem wir ihr bewußtere Grundlagen geben! Möge es uns gelingen, den allgemeinen Begriff von dem Wesen unseres Freundes, den wir ihr verdanken, im Laufe des Lebens allmälig zu einem sichern Eigenthume für uns zu machen, indem wir in alle Einzelheiten jenes Wesens immer mehr eindringen und diese Einzelheiten in ihrer Uebereinstimmung mit der geistigen Eigenthümlichkeit des ganzen Menschen begreifen und lieben lernen! Sonst wäre immerhin möglich, daß, eben so schnell, als es dereinst sich

eingestellt, unser Liebesglück uns eines schönen Tages auch wieder abhanden käme.

Auch dies zeigt wieder, ein wie ernstes Ding es mit dem Glück der Ehe ist. Männer, welche Liebe und Ehe auf ein Nebengebiet des Lebens verweisen, neben welchem wer weiß welches Andere im Grunde die Hauptsache und das alleinige Thema ihres Nachdenkens sein soll, welche also mehr aus einer vorübergehenden gemüthlichen Anwandlung zum Heirathen gelangen, täuschen sich in nichts so sehr als hinsichtlich der Sorgfalt, Thätigkeit und Zeit-Aufwendung, welche zur Erhaltung des ehelichen Einvernehmens erfordert wird. Nicht daß es genügte, den jungen Baum zu pflanzen, und ihn hernach dem Schutze des Himmels zu überlassen! Nur mittelst der sorgsamsten Pflege desselben kann es gelingen, uns eine so eingehende Kenntniß von unserer Gattin zu verschaffen, daß kein einzelner Vorfall jemals die Kraft habe, sie uns eine andere erscheinen zu lassen, als wofür wir sie mit Recht in der Totalanschauung unserer ersten Liebe hielten. Auch liegt auf der Hand, wie wichtig es ist, daß wir uns jederzeit im vollen Zusammenhange dessen, was wir über sie und über uns selbst wissen, befinden. Denn wie veränderlich ist nicht das Leben, und wie leicht nimmt nicht die Entwicklung des Einen oder Andern eine Wendung, die sich unserem Verständnisse überhaupt verschließen würde, wenn wir ihre Anfänge unbeachtet gelassen hätten oder diesen Anfängen doch nicht mit dem rechten Nachdenken gefolgt wären!

Nichts in der Natur Dessen, den wir lieben, darf uns auf die Dauer unbekannt bleiben. Keinen Characterzug darf es bei demselben geben, zu dem wir nicht ein ganz bestimmtes, dem Gesammtsinne unserer Liebe entsprechendes Verhältniß einnähmen.

Deshalb sind auch Conflicte unvermeidlich, welche zwischen

jungen Gatten entstehen. Diese Conflicte sind so wenig ein Zeichen mangelnder Liebe, daß sie vielmehr als mit der Wahrhaftigkeit des Bundes zweier sich in allem Einzelnen noch fremden Naturen unzertrennlich verbunden aufgefaßt werden müssen. Nur daß sie in den Eingang einer Ehe gehören und nicht — wo man sie leider nicht selten antrifft — in deren spätere Jahre! Und daß sie auf die rechte Weise ausgetragen werden wollen! Führen diese Conflicte, wie billig, zu rechten Versöhnungen, so bringen sie grade alles dasjenige in den beiderseitigen Naturen Verborgene an das Tageslicht, hinsichtlich dessen noch störende Differenzen bestehen, hinsichtlich dessen also auch nothwendig noch eine Auseinandersetzung erfolgen muß, wenn die in der Liebe nur erst als bloße Anlage gegebene gegenseitige Uebereinstimmung volle Wirklichkeit werden soll.

Nun liegt zwar alle Thätigkeit, die wir, um das Glück der Ehe zu erhalten, aufzuwenden haben, in der wahren Liebe selbst als nothwendige Consequenz. Und es ist daher vollkommen richtig, wenn man sagt, daß durch die rechte Begründung der Ehe zugleich auch die Dauer unseres ehelichen Glückes verbürgt sei. Aber dies doch nur in so fern, als der tüchtige Mensch, der liebt, diese seine Liebe auch zugleich bewußt wollen und zu erhalten bestrebt sein wird.

Wir müssen ferner dieselbe so weit verstehen, daß wir uns gegen ihren Geist niemals versündigen, und dürfen namentlich auch die Abhängigkeit unser selbst von dem Gegenstande unserer Liebe nicht schädigen, die eine nothwendige Bedingung der letzteren ausmacht. Diese Abhängigkeit ist das Licht, dessen wir bedürfen, um die Natur des andern Theils allmälig in ihrem eigenthümlichen Geiste verstehen zu lernen. Sie erzeugt in uns nämlich den nimmer wankenden Glauben an die Person desselben. Trotz

allerlei Fehlern und Schwächen, die wir entdecken, und gegen die wir selbstverständlich unser Auge nicht verschließen dürfen, läßt uns der von ihr erzeugte Glaube in unserm schönen Begriffe von dem Gegenstande unserer Liebe bis dahin ausharren, daß dieser wieder neue thatsächliche Bestätigung findet. Und sie bringt im Laufe der Zeit endlich diejenigen Veränderungen unsers eigenen Wesens hervor, ohne die es uns unmöglich sein würde, alles Berechtigte jedoch von dem Unseren Abweichende in dem Wesen des Geliebten gelten zu lassen.

Aber man sehe sich ja vor, daß man der Versuchung widerstehe, mit all diesem Abweichenden kurzer Hand aufräumen, und, täppisch eingreifend, seine eigene Art zu denken, zu handeln und zu empfinden, kurz sich selbst an dessen Stelle setzen zu wollen! Nur in dem Maaße, als wir auch sonst fortschreiten in der Tugend, fremde Freiheit zu achten, als wir es überhaupt verstehen, mit Andacht uns zu beschränken gegenüber fremder Schönheit und Eigenthümlichkeit, werden wir das Glück unserer Liebe unversehrt erhalten.

Und eben deshalb dürfen wir auch nicht die Neigung des andern Theiles uns mit allerlei willkürlichen Mitteln sichern, seiner Liebe durch unmittelbare Einwirkung auf dieselbe gleichsam nachhelfen wollen. Keine Liebe ist auf die Dauer berechtigt, die nicht Gegenliebe findet, denn die Liebe soll eine Erhöhung nicht eine Entäußerung unseres Lebens sein. Aber es muß uns diese Gegenliebe von selbst zufallen, sie muß sich als eine unmittelbare Folge unseres ganzen, um dieselbe unbekümmerten Wesens darstellen.

Wollten wir uns an dem, was uns auf solche Weise zu Theil wird, nicht genügen lassen, so müßten wir ja nothwendig dazu fortschreiten, scheinen zu wollen, was wir nicht sind. Und

wie sollte wohl eine Liebe Bürgschaften der Dauer gewähren, die nicht auf unbedingter Wahrhaftigkeit beruhte? Nur sofern wir nicht die ewigen Gesetze der Wahrheit verletzen, dürfen wir vertrauen, daß nichts jemals sich ereignen könne, was unsern heutigen Besitz als einen vergänglichen erscheinen ließe.

Allemal auf unser eigenstes Wesen muß sich die Freude, welche der Geliebte an uns hat, beziehen. Nur sofern wir von allem Anfange an dafür Sorge trugen, ihm den rechten Einblick in uns zu eröffnen, damit er nur ja hinsichtlich unserer Schwächen und Mängel sich keiner Täuschung hingebe, werden wir vor einem unerwarteten Erkalten seiner Neigung sicher sein. Und was in dieser Beziehung von uns gilt, gilt gleichermaßen auch von dem andern Theile des ehelichen Bündnisses. Auch dieser will um seines wahren Selbst willen geliebt sein.

Wir dürfen also nicht, wie es wohl vorkommt, den ausschließlichen Inhalt unserer Liebe zu einer Frau in gewissen, nur einem bestimmten Entwickelungsstadium eigenthümlichen Eigenschaften derselben finden und sie bei diesen künstlich festhalten wollen. Möchten wir in solchem Falle es auch für unser Interesse erachten, einen Zustand möglichst zu conserviren, der uns gerade besonders anmuthet: der stete Drang der Frau, über dieses unvollkommene Wesen hinaus fortschreitend den wahren Begriff ihrer selbst zu realisiren, würde sich, eben als in ewigen Gesetzen begründet, doch schließlich siegreich erweisen. Wir würden also einen ebenso vergeblichen wie ungerechten Kampf gekämpft haben, dessen nachtheilige Folgen für das ganze Verhältniß kaum ausbleiben könnten. Und ähnlich verhält es sich mit jeder Beeinträchtigung, welche die Freiheit und Selbstständigkeit eines der Ehegatten zu Gunsten eines willkürlich ersonnenen Ideals von Liebesleben etwa von dem anderen erfahren sollte.

Wer unehrlich zu Werke geht und in einer Ehe, sei es, daß er auf diese Weise der künftigen Jahre um so gewisser Meister zu bleiben denkt, sei es, daß er auch nur den Genuß seines Glückes nach Möglichkeit zu steigern beabsichtigt, die aus der Liebe zu ihm hervorgegangene Abhängigkeit des anderen Theils zur Unterjochung desselben mißbraucht, der beraubt sich eben dadurch der natürlichen Stützen seiner Zukunft. Denn erreichen wir auch durch ein solches System der Täuschung, daß der andere Theil Vieles in uns in einem uns günstigen Lichte ansieht, was so günstig gar nicht liegt, und verwirren allmälig die Vorstellungen desselben derart, daß ihm uns gegenüber ein Urtheil gar nicht mehr übrig bleibt, so hemmen wir ihn doch dadurch zugleich in seiner Fortentwickelung überhaupt und berauben uns aller der Freuden, die aus der Anschauung seiner freien geistigen Thätigkeit für uns entstehen.

Nur eine freie Seele kann lieben, eben wie eine freie Seele nur denken und selbst etwas Bestimmtes sein und repräsentiren kann. Nur dasjenige, dessen sich Jemand bewußt ist, vermag auf die Dauer zu bestehen; glaubt er von sich selbst, daß er nichts sei, so wird er auch bald in Wahrheit nichts sein. Und wenn wir es also dahin brächten, daß unser ehelicher Gefährte von sich nichts mehr hielte und also für sich nichts mehr wäre, welchen Genuß vermöchten wir wohl noch in der Abhängigkeit eines solchen von uns zu finden? Dazu kommt, daß in dem Maaße, in welchem wir das Bewußtsein desselben trüben, wir ihn zugleich der Fähigkeit berauben, in uns selbst denkend einzudringen, wir also dadurch zugleich verhindern, daß er von dem, was uns in der That auszeichnet, größeres Verständniß gewinne und auf die rechte Weise in der Liebe zu uns erstarke.

Mithin soll die eheliche Genossenschaft eine freie und selbstständige Verbindung sein. Damit ist nicht gesagt, daß in einer wahren Ehe überall nur mit Einwilligung beider Ehegatten gehandelt werden, ja nicht einmal, daß kein Theil von dem anderen in einer Weise über sich disponiren lassen dürfe, über deren Gründe er nicht zuvor verständigt worden sei. Die Willensbestimmung im einzelnen Falle kann vielmehr sehr wohl von Einem von Beiden ausgehen. Wer auf den verschiedenen Gebieten des Lebens die entscheidenden Anordnungen zu treffen hat, wird sich auf Grund stillschweigender Uebereinkunft danach reguliren, wie die erforderlichen Fähigkeiten und Talente unter die Gatten vertheilt sind. Je nach der besonderen Natur einer jeden Ehe wird sich auf solche Weise hinsichtlich der Functionen der beiden Ehegatten in derselben, gerade wie im Staate, eine Verfassung bilden, — ohne daß hierin eine Gefährdung der Freiheit und Selbstständigkeit ihrer Glieder zu erblicken wäre. Was unter dem letzteren Gesichtspunkte für wesentlich gelten muß, ist allein, daß überall, wo für die eheliche Genossenschaft gehandelt wird, wie im Namen so auch im Geiste beider Ehegatten gehandelt werde. So weit ich ein Gebiet des Handelns an den Gatten abtrete, muß ich die freie Ueberzeugung von dessen überwiegendem Berufe für dasselbe gewonnen haben. Es kommt darauf an, daß ich das Recht und die Neigung behalte, rückblickend von Zeit zu Zeit das Geschehene zu prüfen, und mich auf solche Weise immer auf's Neue in dem freien Vertrauen bestärke, aus welchem ich im gegebenen Falle mich von dem Andern führen ließ. Und außerdem wird es keine wahre Ehe geben, in der nicht hinsichtlich gewisser Gebiete des Lebens von dem im Allgemeinen zur Geschäftsbesorgung geschickteren auch dem anderen Theile die Führerschaft willig zugestanden werden wird.

Gelingt es mir, in dem Ernste und der Wahrhaftigkeit meiner Liebe, allen Versuchungen zu widerstehen, die dem Geiste derselben entgegengesetzt sind, so darf ich getrost vertrauen, daß in aller Zukunft sich nichts ereignen könne, was das Glück derselben trübe. Zumal wenn ich immer unverdrossen thätig bin, alle unbewußten Grundlagen meiner Neigung zur Klarheit von Erkenntnissen durchzuarbeiten und diese Neigung dadurch derart zu bereichern und zu vertiefen, daß sie mit meiner und mit des Freundes fortschreitender Entwickelung sich stets auf der gleichen Stufe der Fortbildung befindet: Welche Gefahren sollte ich da wohl zu fürchten haben? Ich darf doch nicht annehmen, daß das Schöne, welches den Entstehungsgrund derselben bildete — ächt wie es gewesen sein muß und in der Natur des Anderen das wesentlich Bestimmende, wenn es überhaupt mein Gefühl so mächtig angezogen — irgend eines schönen Tages in Nichts aufginge? — Wenn mir aber demnächst nun etwas noch Schöneres begegnete? Wie ist es mit neuen, den Gesichtskreis erweiternden Bekanntschaften? Liegt hier der Punkt, an dem der Zufall sein Spiel mit unserem Schicksal treibt, oder dürfen wir auch ihnen gegenüber im Schutze einer wahren Liebe sicher ruhen?

Könnte man nicht sagen: Begegne mir zufällig Jemand, der noch liebenswürdiger sei als meine Frau, so seien es fortan nur noch Rücksichten des Mitleids oder nur noch moralische Rücksichten, durch die ich mich bestimmt fühlen könne, an der letzteren festzuhalten? Ginge es lediglich nach meiner Neigung, so würde ich jetzt wünschen müssen, mit der neuen Bekanntschaft verheirathet zu sein? Mit dem rechten Glücke der Ehe sei es also nunmehr vorbei? Auch wenn ich, wie billig, mein Gelübde der Treue in Ehren hielte, eine leere Pflichterfüllung werde sich

stets ohnmächtig erweisen gegenüber dem Segen, der von dem freien Gewähren der Natur herfließe? Bisher, wo ich nichts Liebenswürdigeres kannte, als was ich besaß, sei meine Treue eben eine materielle und lebenskräftige gewesen, fortan könne sie nur noch eine formelle und erzwungene sein?

In Wahrheit bin ich indessen, auch als ich mir den Gatten auswählte, nicht der Meinung gewesen, daß ich das absolut Beste in demselben besitze; und ich kann folgeweise meines Glücks auch nicht dadurch wieder verlustig gehen, daß man mir irgendwo etwas noch Besseres aufweist. Wenn ich den Werth, den der Gegenstand meiner Liebe damals für mich hatte, in der Fülle meiner Begeisterung auch so ausgedrückt haben sollte, daß ich das Schönste mein nennen zu können glaube, das noch das Licht der Sonne gesehen, so wird doch schon durch die Art und Weise, wie ich bei der Auffindung desselben zu Werke gegangen bin, wie nämlich meine bezügliche Entschließung so gar nichts von einem Resultate wählerischen Vergleichens, Abwägens und Abmessens an sich hatte, bewiesen, daß dies nicht buchstäblich zu nehmen war. Vielmehr ist es der allgemeine Drang nach einem Verhältnisse, in welchem das uns eingeborene Liebesbedürfniß sich bethätigen kann, der uns zur Liebe und Ehe gelangen läßt. Damit wir eine Ehe mit Jemand eingehen, braucht auf Seiten desselben nur so viel des Vorzüglichen vorhanden zu sein, daß er unserer Liebe und Freundschaft überhaupt würdig erscheint. Alsdann trägt die Freude an dem also begründeten Verhältnisse selbst als einer idealen Institution, als einer Organisation, durch welche wir unserm Leben ein Doppeltes von Inhalt zu geben vermögen, eben so viel zur Erhaltung desselben bei, als die individuelle Beschaffenheit desjenigen, mit dem wir es eingegangen sind.

Wir sehen also in dem Gegenstande unserer Liebe nicht ein Schönes sondern das Schöne schlechthin. Nicht in seiner Beziehung auf das Andere und Verschiedene sondern lediglich in seiner Beziehung auf sich selbst, d. i. in seiner Unendlichkeit und Vollkommenheit begreift ihn unsere Liebe. Und darin besteht die Hauptaufgabe der Treue als Tugend, daß wir alles dasjenige thun, was geeignet ist, diese Auffassung uns zu erleichtern und sie uns dauernd zu erhalten.

Es wäre wohl eine sehr äußerliche Ansicht von der Sache, wollte man unter Treue nichts verstehen als die uns stets gegenwärtige Erinnerung an ein gegebenes Versprechen, und das abstracte Bestreben, demselben allezeit nachzuleben. Nicht um ein zwingendes Gelübde, um eine bloße Vertragstreue, handelt es sich bei einer treuen Liebe. Vielmehr sind wahre Liebe und Treue eins und dasselbe. Alle wahre Liebe ist treu, weil sie einen Act unseres Lebens darstellt, der sich seiner Zeit in uns unter der begleitenden Vorstellung zutrug, daß er das sich gleich Bleibende und Unwandelbare in uns zum Ausdruck bringe. Denn, wenn es jemals geschehen könnte, daß wir über diesen Act ganz anders dächten, so würden wir ja damit zugleich auch hinsichtlich des Glaubens an uns selbst die Möglichkeit zulassen, daß es vielleicht überhaupt nichts sich gleich Bleibendes und Unwandelbares in uns gebe. Man kann also sagen: Treue ist die Liebe selbst, insofern sie conservativ ist, die Liebe in ihrem Drange, sich dem Schwankenden des Lebens gegenüber zu erhalten. Im engeren Sinne aber hat man unter Treue jene sorglich um die Existenzbedingungen unseres Liebesverhältnisses bemühte bewußte Thätigkeit zu verstehen, die wir im Fortgange dieser Untersuchung bereits nach verschiedenen Richtungen hin unserer Betrachtung unterzogen haben, jenen alle wahre Liebe

begleitenden treuen Sinn, der auch den von neuen Bekanntschaften, geschmückt mit neuen Vorzügen, ausgehenden Gefahren gegenüber sich allezeit wachsam und allezeit erfinderisch bewähren und auf geeignete Weise Vorkehrungen dagegen treffen wird, daß eben nicht die Pflichterfüllung — wie oben zweifelnd bemerkt wurde — einer Natur von entgegengesetztem Wollen gegenüber sich ohnmächtig erweist.

Es ist doch keine Frage, daß es lediglich von unserem redlichen Sinne abhängt, ob wir allein die Vorzüge von Anderen, oder ob wir eben so schnell auch deren Mängel bemerken; ob wir lediglich Empfänglichkeit zeigen für das viele Schöne, was es noch außer unserem Lieblinge, und vielleicht noch über denselben hinausragend, giebt, oder ob wir gleichzeitig auch die Erfahrung von der absoluten Unvollkommenheit alles Einzelnen, das irgendwo angetroffen wird, machen. Gewiß, gar Mancher würde geringeren Ruhm im Punkte der ehelichen Treue davontragen, wenn sein Verständniß für vielerlei Schönheit und Liebenswürdigkeit nicht ein so dürftiges, seine Befähigung zur vorurtheilslosen Beurtheilung des Gegenstandes seiner Liebe nicht ein so schwaches wäre. Es liegt auch darin ein Schutz gegen mancherlei Versuchung, wenn uns der Sinn und die Wahrnehmung für die eigenthümliche Fülle der vorhandenen Reize fehlen. Denn diese letzteren müssen vorerst einmal gewürdigt und empfunden werden können. Mit leichtfertigem Spotte hat man daher wohl gemeint, daß sich für „große Geister" der Ehestand nicht eigne. Aber wenn in Betrachtungen solcher Art für eine ungetreue Charactereigenthümlichkeit auch eine Verlockung, unruhig von Einem zum Andern zu schweifen, gefunden werden sollte: eine treue Gesinnung wird sich dadurch nicht beirren lassen. So viel Reizvolles uns auch begegnen mag, seinen

letzten und absoluten Werth erhält doch Alles erst durch die liebevolle Geneigtheit des Beschauers, einen solchen in demselben zu finden. Nichts giebt es, das sich nicht auch von der Seite her ansehen ließe, daß es etwas in sich Vollendetes nicht vorstellt. Mithin wird das Endresultat, zu dem eine treue Gesinnung im Fortgange ihrer Erwägungen gelangt, doch immer darauf hinaus laufen, daß auf das Mehr oder Minder von Vorzügen, das den Gegenstand ihrer Liebe auszeichne, nicht eben viel ankomme, sofern dieser nur überhaupt ein guter und schöner sei. Und es wird sich von ihrem Standpunkte aus jederzeit rechtfertigen, in dankbarem Genießen auszuharren bei demjenigen, das sich im Vertrauen auf ihre Stetigkeit ihr rückhaltlos hingegeben, und das sie im Laufe der Jahre bewährt erfunden. —

Mehr als alle fremde Dazwischenkunft haben wir indessen oft das Leben selbst zu fürchten. Die täglichen Bedürfnisse desselben bringen eine Fülle von untergeordneter Arbeit mit, welche zu dem erhabenen Theil in der Natur unseres Freundes keine Beziehung hat, sondern von Andern eben so gut, ja vielleicht besser würde verrichtet werden können, als von ihm. Den mancherlei Aergernissen gegenüber, welche hieraus zu entstehen drohen, erscheint es daher geboten, gewisse feste Formen des Umgangs im ehelichen Leben einzuführen und festzuhalten.

Es giebt eine Meinung, welche geneigt ist anzunehmen, daß unter Freunden von all den Rücksichten abgesehen werden könne, welche Fremde für sich beanspruchen, da man ja doch wisse, daß man sich lieb habe. Aber was man in Wahrheit weiß, ist immer nur das, was im gegebenen Augenblicke in einem lebendig ist. Wollte man sich also aus dergleichen sophistischen Gründen Rücksichtslosigkeiten gegen geliebte Personen erlauben,

so würde man dadurch in sehr bedenklicher Weise sein Bewußtsein mit falschen Vorstellungen erfüllen.

Hätten wir erst die Scheu überwunden, mit dem Geliebten in einer Weise zu verkehren, als ob unser hoher Begriff von demselben gar nicht vorhanden sei, so könnte nicht ausbleiben, daß nicht vermöge der Rückwirkung, die unser Benehmen auf unsere Anschauung ausübte, dieser Begriff selbst sich sehr bald in einen mehr oder minder entgegengesetzten verkehrte. Das gegenwärtig Anschauliche aber dürfte, die Erinnerung verdrängend, immer größern Raum in uns gewinnen, und so würden wir allen Verführungen der Selbstsucht überliefert sein.

Darin besteht die Bedeutung schöuer Formen des Umgangs, daß sie uns dasjenige, was uns über den Werth des Gegenstandes unsrer Liebe zu bestimmten Zeiten und bei bestimmten Gelegenheiten aufgegangen ist, als gewohnheitsmäßiges Bewußtsein erhalten, daß sie dieses Bewußtsein hinwegtragen auch über diejenigen Momente des Lebens, welche uicht so sehr geeignet gewesen sein würden, es in uns ursprünglich entstehen zu lassen. Je reicher sie also sich entwickeln, je mehr der ganze Ton unseres gewohnheitsmäßigen Umgangs mit unserem Gatten dem hohen Begriffe unserer Liebe entspricht, um so mehr Kraft und Freiheit werden wir auch besitzen, unwichtige und doch zu unerquicklichen Differenzen Anlaß gebende Vorkommnisse der täglichen Arbeit dieser ihrer relativen Unwichtigkeit entsprechend mit Gleichmuth zu behandeln.

Und doch: Wie herrliche Tempel erbaut sich manche jugendliche Liebe nicht, nnd sie werden völlig begraben im Laufe der Jahrzehnte von dem Schutt und Staub, den das Alltagsleben mit seinem Kleinigkeitskram gestaltloser Geschäfte darüber aufhäuft! Schlimmer noch weit als daß Aergerniß, das hin und wieder aus Unliebsamem entspringt, ist also das Richtige, Zu-

sammenhang Zerstörende, das den Vorgängen des täglichen Lebens, vereinzelt genommen, anhaftet. Nur insofern wir über das bloß Negative schonender Rücksichtnahme hinaus zu der positiven Thätigkeit vorschreiten, alles, was sich ereignet, als Darstellungsmittel für unsere Liebe zu benutzen, nichts nur so schlechthin sachlich, sondern alles, so weit thunlich, zugleich auch auf eine Art nnd Weise zu behandeln, daß uns unsere Liebe darin gegenständlich werden kann, werden wir daher wirksam verhüten, daß diese nicht im Laufe der Jahre erstarre und ersterbe.

Wir genießen kein Schönes menschlicher Beziehungen auf die Dauer, wenn wir es nicht zu einem bestimmten Verhältnisse erheben. Und dieses Verhältniß vermögen wir vor dem Zerfallen und Zerbröckeln nur zu bewahren, sofern wir uns täglich von Neuem getrieben fühlen, ihm mit Bewußtsein zu leben. Von einem Alltagsleben im gewöhnlichen Sinne darf daher in einer rechten Ehe nicht die Rede sein.

Aber auch recht eigentliche Feiertage haben wir einzurichten, Tage, an welchen wir in die Zeit des Entstehens unserer Liebe und in deren ganze ereignißvolle Geschichte zurückblickend uns versenken. Immer bestrebt sollen wir sein, in gewissen Zwischenräumen diejenigen Gesichtspunkte aus dieser wieder aufzunehmen, unter denen das Bild unseres Freundes dereinst uns am hellsten strahlte, und uns auf solche Weise befähigen, der Gegenwart, wo sie etwa zu Unrecht zurückgeblieben sein sollte, mit Hülfe der Vergangenheit wieder neuen Schwung zu verleihen.

Die Ehe, die wir alsdann führen, ist ein Verhältniß des Schönen. Reale und ideale Zwecke sind, entsprechend der Verbindung von Körper und Seele, in ihr wie in allen menschlichen Verhältnissen vereinigt; aber diese Vereinigung ist der Art, daß das Reale darin von dem Idealen beherrscht wird, daß es eine

selbstständige Bedeutung niemals für sich in Anspruch nehmen darf, sondern daß es überall als bloßes Mittel zur Erreichung unserer idealen Zwecke, als Träger und Erhalter der letzteren erscheint.

Und eine solche Ehe erweist sich denn auch allein geeignet zur Kindererziehung. Auch die Erziehung unserer Kinder erfordert einen Ueberschuß von freier Kraft auf unserer Seite, den wir nach Ueberwältigung der Schwierigkeiten des realen Lebens aus dem letzteren uns gerettet haben müssen. Auch die Kinder sollen den Eltern durch eine Liebe verbunden sein, welche an ihnen um ihrer selbst willen hängt — und zwar um ihrer selbst willen, so wie sie wahrhaft zu sein und zu werden bestimmt sind — wo möglich sogar durch eine Art Freundschaft gerade wie die Frau dem Manne.

Es mag dies die passende Stelle sein, zurückblickend ein Wort der Rechtfertigung darüber zu sagen, daß hier überall so viel von Freundschaft gesprochen worden ist. Wenn die rechte Ehe so gern als Freundschaft betrachtet wird, so möchte Jemand meinen, daß das sinnliche Element derselben gar nicht gebührend in Betracht gezogen zu sein scheine. Allein den größten und außerdem den allein andauernden sinnlichen Reiz übt doch immer nur dasjenige aus, das uns geistig befriedigt und seelisch entzückt. Freundschaft zwischen Personen verschiedenen Geschlechts ist daher immer Liebe oder führt zur Liebe, und was von dergleicheu Verhältnissen in diesem oder jenem Falle, den man uns dagegen anführt, „bloße Freundschaft“ geblieben sein sollte, von dem muß behauptet werden, daß es eben auch die rechte Freundschaft nicht gewesen ist.

Ueberhaupt aber giebt es ohne Freundschaft keine freie und vollendete Liebe. Auch die andern Formen derselben, Elternliebe,

Kindesliebe, Geschwisterliebe erscheinen, lediglich als solche betrachtet, mehr oder minder naturalistisch und unfrei. Daß man eine herzliche Theilnahme für Diejenigen, welche diese Verhältnisse angehen, auch abgesehen von dem Anlaß zur Dankbarkeit, den wir etwa haben, und abgesehen von der individuellen Beschaffenheit der betreffenden Personen, uns zu einer sittlichen Pflicht machen kann, beruht hauptsächlich auf der Möglichkeit einer allgemeinen Menschenliebe. Weil und insoweit ein jeder Mensch ein würdiger Gegenstand unserer Liebe ist, so mögen wir uns freuen, wenn Verhältnisse der Verwandtschaft uns die Gelegenheit und das Anrecht geben, dem Einzelnen nahe treten und ihm etwas sein zu dürfen. Aber es werden diese Beziehungen doch immer in dem Maaße höhere Bedeutung gewinnen, als sie zugleich die Möglichkeit der Freundschaft in gewissem Grade mit sich führen.

Kehren wir nun zurück zu den Kindern, so stehen uns diese nicht bloß als zu Erziehende sondern zugleich auch als Theilhaber jener äußeren Welt gegenüber, auf der ja doch jedes Hauswesen in einem gewissen Grade beruht. Es findet daher nicht selten zwischen uns und ihnen ein täglich sich erneuernder Widerstreit der Interessen statt. Und unter der Herrschaft dieser Interessen stehen wir zuweilen in einem Maaße, daß wir uns gar nicht in der Lage befinden, Gedanken an eine weise und planvolle Erziehung Raum zu geben. Es giebt Eltern, deren Beziehungen zu ihren Kindern sich völlig darin erschöpfen, hinsichtlich jener äußern Welt Vertheidigungsanstalten zu ersinnen, den Kindern den Antheil, den diese daran zu nehmen trachten, zu wehren und hinsichtlich des Werths und der Bedeutung dieser Dinge sich in unfruchtbaren Erörterungen zu ergehen. Die Mittel, die in solchem Kampfe unbesehen zur Anwendung

kommen, pflegen auch nicht die wohlthätigsten zu sein. Und es kann jedenfalls Niemanden Wunder nehmen, wenn dabei keine Erziehungsresultate erreicht werden!

„Der Frauen Zustand ist beklagenswerth“ sagt Goethe, aber fürwahr der der Kinder ist es sehr oft noch in weit höherem Grade. Nur als ein Spiel der Stimmung kann es begriffen werden, wenn wir hin und wieder mit dem Kindesalter sehnsüchtig die Vorstellung ungetrübter Glückseligkeit verbinden. Mehr ein momentanes eigenes Unbehagen als eine objective Anschauung der Kindheit drücken wir auf diese Weise aus. Denn was man beneidenswerth findet an der Frische und Unmittelbarkeit der Empfindungen des Kindergemüths wird reichlich durch deren Flüchtigkeit ausgeglichen, die doch die höchste Genußfähigkeit ausschließt. Dem Mangel an dem, was wir Erwachsene ernste Sorgen nennen, steht die Unfähigkeit, die einfachsten Schwierigkeiten des Stoffes zu überwinden, gegenüber. Für das, was am Entscheidendsten in die Wagschaale fällt, aber hat man die große Unfreiheit anzusehen, in der sich die Kinder befinden. Mit der Selbstbeherrschung ist es im Kindesalter noch sehr schwach bestellt. Abhängigkeit dagegen von eigenen nachtheiligen Naturimpulsen und Abhängigkeit vor Allem von dem Ernährer und Erzieher, nach dessen Laune und Bequemlichkeit man über sich disponiren lassen muß, nehmen im Leben dieser Zeit einen breiten Raum ein.

Man wolle das Nachfolgende nicht als einen bloßen Scherz auffassen. Wie oft verletzt nicht der kleine Mensch, wo er auch eingreifen mag, eine Welt, in der Alles sehr wohl bestellt, aber auch Alles ohne Rücksicht auf ihn und seine Interesse geordnet ist! Nachdem ihm vielleicht — wir denken hier an die ersten Lebensjahre — schon ein Dutzend früherer Wünsche von den

Hütern des Hauses zu nichte gemacht worden sind, bemächtigt er sich endlich eines Gegenstandes mit der entschiedenen Absicht, sich dies Mal im Besitze desselben zu behaupten. Es ist eine täglich wiederkehrende Geschichte, wie er gewaltsam desselben beraubt wird. Er schreit und lärmt, und erndtet zur Vollendung seiner Trübsal wohl noch Schelte und Schläge!

Solche und ähnliche Vorkommnisse mögen sich vielleicht nicht immer vermeiden lassen. Indessen nicht selten wäre gewiß möglich gewesen durch rechtzeitiges Aufmerken auf die Bedürfnisse des Kindes und darauf, wie sie auf eine zulässige Weise befriedigt werden konnten, den Sinn desselben von unstatthaften Wünschen abzulenken. Es brauchte nicht dahin zu kommen, daß Wille gegen Willen zu stehen kam. Und jedenfalls sollte man sich doch wenigstens stets der mannigfachen Gesichtspunkte bewußt sein, die dabei in Betracht kommen. Man sollte nicht vergessen, daß von dem Umgange der Eltern mit ihm sich das Kind den allgemeinen Begriff herleitet, den es auch seinerseits seinen Beziehungen zu Andern zu Grunde legt. Sind es auch nur Kinderinteressen, um die es sich bei solchen Gelegenheiten handelt, das Kind hat doch einen Rechtsanspruch, auch zu existiren und für sein Unterhaltungsbedürfniß zu sorgen, und es wird durch die Achtung, welche man seiner Person erweist, durch die Opfer, die es die Eltern in Rücksicht seiner verhältmäßig unwichtigen Angelegenheiten sich auferlegen sieht, am ehesten bestimmt, auch seinerseits einen feinen Sinn für fremde Rechte in sich zu entwickeln.

Die erste Regel der Erziehung ist also, daß wir uns unserer Stellung als Erzieher auch dort überall eingedenk zeigen, wo wir nicht unmittelbar zu Erziehungszwecken handelnd auftreten. Alles, was in unserm Verkehr mit den Kindern geschieht, Alles

namentlich, was wir in Dingen, welche sich entgegen stehende Interessen unser und der Kinder berühren, den letztern gegenüber thun, läßt Eindrücke in deren Gemüth zurück und ist daher von uns zu überwachen. Kleine Vorfälle, welche sich vielfach wiederholen, wirken in dieser Beziehung wie große. Der Character eines Kindes aber erwächst in der Stille zum guten Theile aus der Summe der Eindrücke, welche dasselbe so unwillkürlich im Familienleben empfängt. Jedenfalls darf man weit eher sagen, daß sich dieser Character aus der geistigen und sittlichen Atmosphäre des Elternhauses ergiebt, als er das Resultat einer theoretischen Erziehungsweisheit genannt werden kann.

Eine große, im wirklichen Nothfalle angewandte Strafe wird gewiß von wohlthätigem Einfluß sein. Erschütternd in ihrer Wirkung löst sie wohl einen Zustand krampfhafter Verschiebung der Gemüthselemente, bei welchem jede Verständigung ausgeschlossen war, und giebt das Kind sich selbst zurück. Aber im Allgemeinen vermeide man gewaltthätige Auftritte. Sie verstimmen und verbittern leicht, und setzen die guten Kräfte des Kindes herab.

Und man glaube vor Allem nicht, wie so häufig geschieht, in jedem dem der Eltern beharrlich entgegengesetzten Wollen des letzteren einen strafbaren Eigensinn, in der Bekämpfung dieses Eigensinns aber die Hauptaufgabe aller Erziehung erblicken zu sollen.

Es ist ganz richtig, wenn gesagt zu werden pflegt, dem Kinde zieme der Gehorsam. Das Kind müsse gewöhnt werden, folgsam zu sein, ohne Gründe zu begehren, da es die Gründe der Eltern ja doch nicht verstehen würde. Aber es ist dies doch nur zum Theile richtig.

Der nackten Willkür wird ein wohl begabtes Kind nie ohne

inneres Widerstreben gehorsam sein; wo es aber gehorsam ist, wird es immer zugleich auch ein gewisses Verständniß der Sachlage haben. Und wenn es uns aufrichtig um die sittliche Entwickelung des Kindes zu thun ist, so muß es uns auf das letztere gerade hauptsächlich ankommen. Denn, wenn nur so rein äußerlich ausgeführt würde, was wir etwa angeordnet hätten, so würde damit doch erst sehr wenig erreicht sein. Es soll vielmehr der Sinn dieser Anordnung auf das Kind übergehen, dasselbe soll sich bestimmt fühlen, in gleichem Geiste künftig aus freien Stücken zu handeln. Und damit dies geschehen könne, muß das Kind von unsern Befehlen den Eindruck empfangen, daß sie ihm in der That um des Guten und Rechten willen ertheilt worden sind. Gründe verlangt es allerdings nicht, empfindet auch kein Bedürfniß, die genaue Nothwendigkeit der verschiedenen ihm auferlegten Gesetze zu prüfen. Aber was es verlangt, ist, daß die hinsichtlich seiner ergehenden Anordnungen nicht auf wechselnder Laune, sondern in der That auf Gesetzen beruhen, und daß es bei diesen Gesetzen — wenigstens in gewissem Grade — auch seine Rechnung finde. Auch ein Kind hat — selbst wenn es noch sehr klein wäre — ein instinctives Gefühl davon, daß es mit Andern zusammenlebt, die neben ihm ihre Interessen haben, daß aus dem Widerstreit dieser Interessen Collisionen entstehen, und daß es gerathen ist, sich in solchen Fällen mit einem Ausgleiche zu begnügen. Es bescheidet sich auch gerne, daß „große Leute" auch in Betreff seines eigenen wahren Vortheils besser als es selbst zu urtheilen verstehen. Aber es will doch, wenn man ihm irgendwo hindernd in den Weg tritt, aus den begleitenden Umständen, aus den Zeichen des aufrichtigen Bedauerns also etwa, das den Erzieher dabei erfüllt, so wie aus der billigen Berücksichtigung, welche es sonst überall bei

demselben zu finden gewohnt ist, entnehmen, daß man dabei in der That seinen wahren Vortheil beabsichtigt. Und es wird vor Allem, der Predigt und Vermahnung ungeachtet, wenig Neigung zur Anerkennung von Gesetzen verspüren, die es die Eltern tagtäglich verletzen sieht, und von denen es ihm also so scheinen wird, als ob sie nur allein ihm gegenüber Gesetze sein sollen.

Auch ein Kind denkt; weit früher als wir im Allgemeinen, nach der Unfähigkeit desselben, allgemeine Gedanken auszudrücken, anzunehmen pflegen, beschäftigt es sich mit Vorstellungen von seiner Umgebung und seinem Verhältnisse zu derselben. Namentlich hat es ein sehr feines Gefühl dafür, wo wir uns etwa von einer Leidenschaft, von einem unreinen Motive ihm gegenüber zu etwas Unerlaubtem hinreißen lassen. Wollen wir also eine bestimmte Denkweise in ihm entwickeln, so können wir nicht früh genug sorgen, daß unser Verhalten zu ihm überall dem, was wir von ihm verlangen, entspreche, und daß es zugleich auch ihm in diesem gesetzmäßigen Sinne überall möglichst verständlich werde.

Eine Mutter also, welche sich viele Unbequemlichkeiten auferlegt, um den lästigen Wünschen des Kindes gefällig zu sein, welche in ihrem Verhältnisse zu demselben sich darauf berufen kann, daß sie ihm nie ohne Noth eine Bitte abgeschlagen, ihm vielleicht nie ihr gegebenes Wort gebrochen hat, wird unmittelbar mit der Ueberzeugung von ihrer Liebe auch den Glauben an das Berechtigte ihrer Anordnungen, und sie wird zugleich die Bereitwilligkeit, denselben zu folgen, in einem wohl gearteten Kinde hervorrufen.

Ungerechte Anforderungen dagegen mittelst der elterlichen Autorität gewaltsam durchführen zu wollen, hat kaum einen

vernünftigen Zweck. Der widersinnige Satz, daß „Kinder keinen Willen haben,“ verleitet vielmehr nur zu oft dazu, selbst da strafend aufzutreten, wo man im Gegentheil das verletzte Gemüth seines Zöglings zu versöhnen, die größte Veranlassung finden sollte. Auf diese Art wird die Denkweise der Kinder in eine Richtung gedrängt, in der sie sich unserem Einflusse dauernd entzieht, und werden denselben Fehler anerzogen, mit denen sie von Natur vielleicht gar nicht behaftet waren.

Es ist ja gewiß kein Eigensinn, vielmehr ist es ganz natürlich, ja es kann sogar eine Tugend sein, daß ein in seinem Rechtsgefühl gekränktes Kind schilt und trotzt. Hätte es von solchem Trotze keine Ader in sich, oder wollte man ihm dieselbe künstlich unterbinden: wie dürfte man wohl im späteren Leben ein zähes Festhalten an dem, was ihm zukommt, ein kräftiges Gefühl der Empörung bei einem ihm oder Anderen angethanen Unrecht von ihm erwarten?

Bei Manchen freilich stehen diese Tugenden überhaupt in keinem großen Credit. Daß man sich verletzt fühle und heftig klage, lebhaft sich beschwere, ist ihnen unter allen Umständen zuwider.

Uns Andern aber wird es gewiß als die wichtigste Aufgabe erscheinen, unsere Kinder zur Freiheit zu erziehen.

Ohne Freiheit können wir uns heute zu Tage keine wahre Liebenswürdigkeit denken. Die passive Tugend, die kalte Gesetzmäßigkeit, mit der sich unsere Altvordern begnügten, haben wir auf ihren wahren Werth zurückzuführen gelernt. Wir finden in derselben nicht viel mehr als ein äußeres Thun, dem es an dem belebenden selbstständigen Geiste fehlt.

Statt also das Selbstbewußtsein der Kinder zu schwächen, seien wir vielmehr bemüht, auf jede Weise dasselbe zu heben;

denn Selbstbewußtsein ist im Grunde dasselbe wie Sicherheit des Bewußtseins überhaupt.

Statt die Willenskraft des Kindes herabsetzen zu wollen, erkennen wir vielmehr dankbar in dem Vorhandensein eines starken Willens die nothwendige Voraussetzung dessen an, daß überhaupt eine kräftige Persönlichkeit herangebildet werden könne!

Achten und fördern wir die Lebensthätigkeit des Kindes auch da, wo sie unsere eigenen Interessen beschränkend in den Weg tritt! Und — auch dies gehört mehr oder minder hierher — beobachten wir eine gewisse Zurückhaltung gegenüber Allem, was wir nicht geradezu tadelnswerthes sondern nur von unserer Art zu sein abweichendes und uns vorerst unverständliches an ihm wahrnehmen! Verbieten wir also überhaupt nicht zu viel!

Was da alles an harmlosen Regungen aus einer Kinderbrust hervorwächst, bedarf des Schutzes, wenn es sich überhaupt zu einem bestimmten, weiterer Fortbildung fähigen Wesen gestalten soll. Wollten wir also zu sehr verbietend, zu sehr vernichtend uns verhalten, so würden wir oft in Gefahr kommen, etwas in dem Kinde mit zu vernichten, was vielleicht gerade eine ihm eigenthümliche Kraft des Guten ausmacht. Und an dieses, würden wir doch angewiesen sein, hernach alles Uebrige anzuknüpfen, wenn überhaupt etwas von selbstständigem Leben geschaffen werden soll! —

Gesetzt aber nun, wir strebten auf solche Weise die Erziehung unserer Kinder in der That völlig selbstlos an: so würden wir wohl mit Recht fragen dürfen, welche Aussichten des Gelingens dieselbe hat? Wird ein solcher reiner, liebevoll auf sein Ziel gerichteter Wille auch ausreichen, die gewünschte segensreiche Entwicklung der Kinder herbeizuführen? Und worin würde etwa eine Bürgschaft für diesen günstigen Erfolg erblickt

werden können? In dieser Beziehung mag noch Folgendes bemerkt werden:

Alle Erziehung wäre ja unmöglich, wenn das Gute sich nicht als die Stufe der höchsten Befriedigung auf dem Wege der menschlichen Entwicklung darstellte, wenn nicht Jedermann im Guten als dem ihm Gemäßesten sein höchstes Glück fände, und daher in der menschlichen Natur ein instinctiver Drang dahin läge.

Jedermann würde zu allen Zeiten gut sein oder werden, wenn man ihm die rechten Wege dahin zu weisen vermöchte. Allein das primitive Bewußtsein der Menschen ist ein widerspruchsvolles und verworrenes. Und diese Verworrenheit kann Irrgänge mit sich führen, aus denen keine menschliche Kunst hinreicht die rechten Auswege zu zeigen.

Durchaus in den meisten Fällen aber wird es genügen, wenn man nur immer ernstlich bemüht ist, diese Auswege aufzusuchen. Man studire daher sein Kind und strebe, ausgehend von denjenigen Punkten, auf denen man etwa am leichtesten Empfänglichkeit findet, in immer allmälig fortschreitender Folge es auch anderwärts über sich selbst und sein wahres Bestes zu orientiren. Man weise ihm nach, wie viel besser es überall bei guten Handlungen seinen Vortheil wahrnimmt; man zeige ihm überall die Widersprüche seines Bewußtseins auf; aber man lasse sich nie aus dem Gedächtniß entschwinden, daß man das bei weitem Meiste von dem eigenen instinctiven Bemühen desselben zu erwarten hat. Man verleide ihm daher vor Allem die Lust an diesem nicht, sondern ebne ihm die Wege, und fordere nicht zu Vieles auf ein Mal von ihm.

Es ist ja richtig, daß das Moralgesetz uns zunächst gewisse Schranken und Opfer auferlegt, daß es gegenüber einem guten

Theile unserer thörichten Wünsche sich negirend verhält. Aber je besser wir es verstehen lernen, je mehr finden wir doch, daß von ihm dasselbe wie von den Naturgesetzen gilt. Das Gesetz ist überall dasjenige, wodurch eine Sache erst Leben und Interesse erhält, der Geist der Sache, dem gegenüber alles Uebrige nur Materie ist, mit Einem Worte die Sache selbst. Für diese positive Seite des Gesetzes müssen wir bestrebt sein in unserm Kinde frühzeitig das Verständniß zu erwecken.

Jede Tugend ist ferner Lebensprinzip eines bestimmten erhöhten Daseins, dessen beglückenden Inhalt wir nur eben dadurch, daß wir sie beobachten, uns zu schaffen und zu genießen vermögen. Auch die Mäßigkeit, von der man wohl am ehesten annehmen möchte, daß es sich bei ihr um ein bloßes nothgedrungenes Entsagen und Entbehren handle, daß also dabei in der That bloß „aus der Noth eine Tugend gemacht" werde, bildet hier keine Ausnahme. Denn es giebt eine positive Freude an einer leichten, klaren, gesunden und frischen Existenz, die ohne große moralische Strenge zur Mäßigkeit führt.

Daß es aber gelingen werde, hiefür die rechte Theilnahme unseres Kindes zu gewinnen, dürfen wir getrost vertrauen. Denn warum sollte von dem Schönen des Guten und Wahren etwas Anderes gelten als von dem Schönen des bloßen äußeren Scheines? So gut wir auf diesem letzteren, dem ästhetischen Gebiete Sinn und Geschmack für immer reinere Formen durch bloße fortgesetzte vergleichende Anschauung erzeugen, werden wir es sicherlich im Allgemeinen auch hinsichtlich des Moralischen vermögen!

Sind wir nun in der glücklichen Lage, in dieser Beziehung einen stetigen Fortschritt bei unserm Kinde wahrzunehmen, so

machen wir uns übrigens nicht unverhältnißmäßige Sorge um einzelne Fehler, denen zu begegnen wir vergebens auf das geeignete Mittel gesonnen! Blicken wir nicht zu ängstlich auf diese oder jene Untugend, der wir etwa zur Zeit machtlos gegenüberstehen!

Es kann auf mancherlei Art nachtheilig wirken, beständig bei der Bekämpfung solcher Fehler beharren zu wollen. Nicht selten waltet zwischen ihnen und dem Entwickelungszustande des Kindes ein so eigenthümliches Verhältniß ob, daß es dieselben, ehe es nicht eine bestimmte höhere Gesammtausbildung erreicht hat, schlechterdings nicht zu überwinden im Stande ist. Fehler dieser Art werden wir gut thun, nicht gar so häufig im Bewußtsein des Kindes wieder aufzufrischen, sie demselben nicht immer wiederholt wieder zu Gemüthe zu führen, sondern ihnen mehr indirect durch Einwirkung auf die übrigen Lebensgebiete desselben entgegen zu arbeiten haben.

Denn nicht ohne Grund heißt es: Führe uns nicht in Versuchung. Der bewußte Rückfall in Fehler, die wir nur zu gut kennen, und von denen wir doch nicht zu lassen vermögen, weil wir nur zu sehr gewohnt sind, die schiefe Ebene zu ihnen hinabzugleiten, hat allemal einen Kräfteverlust zur Folge, der dem Heranwachsen zu größerer Reife nachtheilig ist. Halb vergessene Fehler aber werden hernach von selbst vermieden, so bald wir nur erst uns einem Gesammtzustande des Lebens und Empfindens nahe gerückt sehen, mit dem sie ihrer Natur nach unvereinbar sind.

Immer also kommt es auf diesen Gesammtzustand wesentlich an. Immer wird die Erziehung vor Allem darauf Bedacht zu nehmen haben, im Allgemeinen den Sinn für das Gute und

Schöne in dem Kinde zu pflegen, das ununterbrochene Wachsthum des selbstständigen geistigen Lebens überhaupt in demselben zu überwachen. Dieses oder jenes Einzelne, schwer zu Beseitigende aber mag getrost der Selbsterziehung überlassen bleiben, zu welcher alle Kindererziehung doch mehr oder minder eine bloße Vorbereitung ist.



Druck von A. Haack in Berlin.

Druckfehler-Berichtigung.

Man wolle lesen

Seite	17	Zeile	9	v. unten:	; statt :
=	24	=	1	v. unten:	schneidendsten statt schneidensten
=	33	=	12	v. unten:	dieses statt diefes
=	54	=	5	v. oben:	Denkarbeit statt Denkbarkeit
=	55	=	12	v. unten:	doctrinaire statt doctrionäre
=	82	=	4	v. oben:	schlechte statt chslechte
=	99	=	13	v. oben:	streben statt strebens
=	106	=	3	v. oben:	von statt vou
=	107	=	3	v. unten:	Erstaunen statt Erstauuen
=	156	=	15	v. oben:	das statt daß.

Ansichten des Lebens.

Ethische Versuche

von

Ernst Riedel.

Berlin 1876.

Verlag von Mitscher & Röstell.

W. Jägerstraße 61 a.